GEORG

Magazin der Hochschule Sankt Georgen **WiSe 2023**

Ein Ort für Trauer und Trost

Antisemitismus

Philosophie der Freiheit

Letzte Hilfe

Unterstützen Sie das Hochschulmagazin GEORG!

Spendenkonto
Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen e. V., PAX-Bank e. G.
IBAN: DE13 3706 0193 4003 6001 01 / BIC: GENODED1PAX
Verwendungszweck: Hochschulmagazin

GEORG Magazin der Hochschule Sankt Georgen

Herausgeber Rektor der Hochschule

Chefredakteur Ansgar Wucherpfennig SJ

Redaktion Wolfgang Beck, Michael Frerichmann, Betty Obasohan, Maria Schäfer, Sebastian Sehr, Cornelia von Wrangel, Ann-Kathrin Weber

Grafik Design Cornelia Steinfeld, www.steinfeld-vk.de

Titelbild Architekturbüro Meixner Schlüter Wendt

Druck Esser Druck & Medien GmbH, www.druckerei-esser.de

Redaktionsanschrift
Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen
Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt
Tel. 069. 6061 -0, Fax 069. 6061 -307
E-Mail rektorat@sankt-georgen.de

Vertrieb
Aschendorff Verlag GmbH & Co. KG
D-48135 Münster
www.aschendorff-buchverlag.de
Tel. 0251-690 131

Bezugsbedingungen
Preis im Abonnement jährlich (2 Hefte): EUR 12,-
Einzelheft: EUR 6,80, jeweils zzgl. Versandkosten.
Alle Preise enthalten die gesetzliche Mehrwertsteuer.
Abonnements gelten jeweils bis auf Widerruf.
Kündigungen sind mit Ablauf des Jahres möglich,
sie müssen bis zum 15. November des laufenden Jahres eingehen.

Nachdruck, elektronische oder photomechanische Vervielfältigung nur mit besonderer Genehmigung der Redaktion. Bei Abbildungen und Texten, deren Urheber wir nicht ermitteln konnten, bitten wir um Nachricht zwecks Gebührenerstattung.

Wenn Sie den GEORG per Post erhalten, sind Ihre Daten (Postadresse und Name) bei uns gespeichert.
Wir freuen uns, Sie zu unseren Empfängern zu zählen, und nutzen Ihre Daten nur zum Versand dieser Zeitschrift. Wenn Sie die Zeitschrift nicht mehr erhalten möchten, können Sie sie mit einer einfachen Nachricht per E-Mail an rektorat@sankt-georgen.de oder per Telefon (069 / 60 61 – 219 oder 069 / 60 61 - 204)
abbestellen. In diesem Fall werden wir Ihre Daten aus unseren Verzeichnissen löschen. Unsere Datenschutz-
erklärung finden Sie im Internet unter http://www.sankt-georgen.de/footer/datenschutzerklaerung/.

ISSN 2195-3430

Auflage 2.350 © Sankt Georgen, Frankfurt am Main 2023

Liebe Leserinnen und Leser,

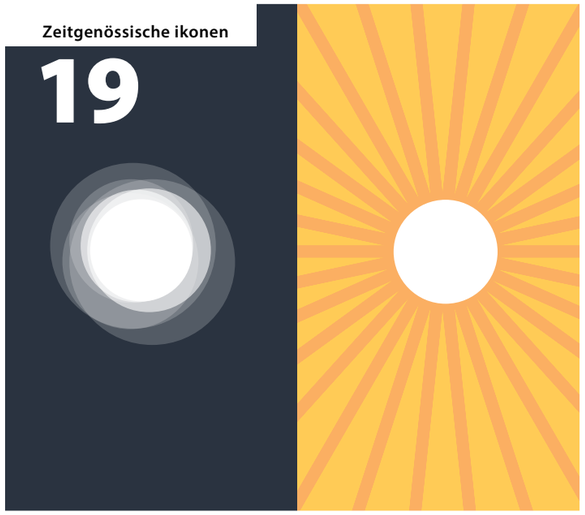
am 1. Dezember 2001 war ich das erste Mal in Israel. Nach einem Spaziergang durch die Jerusalemer Altstadt im Licht der untergehenden Abendsonne wurde ich kurze Zeit später im Bett von zwei Detonationen geweckt: nur ein paar Hundert Meter von unserem Haus entfernt, danach das Aufheulen der Sirenen der Polizeiautos, Rettungswagen, Sicherheitsdienste ... Zwei palästinensische Selbstmordattentäter hatten mehr als 20 israelische Jugendliche, die in einer Disko das Ende des Schabbat gefeiert hatten, und sich selbst in den Tod gerissen. Am Morgen liefen Bilder von der Verwüstung, von schreienden Freunden und weinenden Eltern über die Schirme von Fernsehern und Computern. Einige Tage später ging ich durch Betlehem, sah an den Mauern Bilder von Palästinensern. Alle trugen in der Hand ein erhobenes Maschinengewehr. Ein Freund erklärte mir: Es sind Sterbebilder von palästinensischen Freiheitskämpfern; so ehrt man in Betlehem die Kriegsgefallenen der Palästinenser. Das ist 22 Jahre her. Seit dem 7. Oktober sind die Bilder der Gewalt im Nahen Osten wieder da.

Im kulturellen Kalender Deutschlands wechseln November und Dezember einander ab: Dem November gehört die Trauer, dem Dezember Advent und Weihnachten, aber der Schmerz und die Trauer der Menschen hören auch im Dezember nicht auf. Das Weinen richtet sich nicht nach eingetragenen Kalenderterminen. Deshalb haben wir uns entschieden, in diesem Heft einen Raum für Trauer und Trost vorzustellen: mit der neuen Begräbniskirche Sankt Michael in Frankfurt in der Titelstory. Einige Beiträge greifen das Thema auf: ein Interview mit einer Hospizmitarbeiterin, die Worte zur Zeit, das besondere Buch. Andere werfen andere Schlaglichter: Philosophie der Befreiung, eine politisch-biblische Zeitdiagnose zum Antisemitismus, Kirche auf der Insel Langeoog und ein Interview mit einem „Kind des Konzils“.

In den Wochen, in denen ich 2001/02 das erste Mal in Israel war, habe ich oft mit unserem arabischen Koch gesprochen. Er war Christ, lebte mit seiner Familie in Betlehem und pendelte jeden Tag für seine Arbeit nach Jerusalem. Oft hatte er heftig unter den israelischen Maßnahmen gegen die Intifada zu leiden, Angst um die Familie, mehrere Stunden Verhör, an der Grenze überhaupt kein Durchlass. Irgendwann habe ich ihn gefragt: Was denkst du, wann wird es in diesem Land Frieden geben? Er zögerte nicht lang: Wenn der Messias kommt. Über seine Antwort muss ich seitdem oft nachdenken. Wie wird das sein „wenn der Messias kommt“? Das Kommen des Messias ist vermutlich nicht das eines hohen Staatsgastes mit einem Flugzeug mit viel Getöse und Gefolge, sondern so etwas wie ein Ankommen an vielen Orten, in Stadt und Land, in der Provinz und auf der Szene, wo Menschen sich gemeinsam dem messianischen Frieden öffnen, den die Bibel verheißt. Dass Sie solches Ankommen in den Wochen der Wende zwischen den Jahren 23 und 24 erfahren wünsche ich Ihnen. Und wenn dabei die Beiträge unseres Heftes Ihnen Geist und Herz bewegen, freuen wir uns als Redaktion des GEORG.

Ansgar Wucherpfennig SJ Chefredakteur

28
Insel-Seelsorge



Zeitgenössische ikonen
19

„Letzte Hilfe“
10

Foto: © Black Brush, Adobe Stock

Spezifische Mission
24

Zeitdiagnose
14

© Tobias Seeliger, Adobe Stock

Inhalt

TITELSTORY
Verena Maria Kitz
Zwischen Himmel und Erde **6**

PIETAS
Interview mit Hospizmitarbeiterin Brigitta Wagner
„Hektik hat am Sterbebett gar nichts mehr zu suchen“ **10**

SCIENTIA – THEOLOGIE
Christian Nürnberger
Wo Lamech aufgehört und der Gott Abrahams angefangen hat – Eine Zeitdiagnose zum neuen Antisemitismus **14**

WORTE ZUR ZEIT
Tobias Specker SJ
Ein toter Punkt als Umkehr-Impuls **18**

DAS BESONDERE BUCH
Ansgar Wicherpfennig SJ
Die Bibel und Trauer in Formen und Farben **19**

CENTERFOLD
Cornelia Steinfeld
Erkenntnis **22**

VORGESTELLT
Michael Frerichmann
Pater Michael Sievernich SJ: „Ich bin ein Kind des Konzils“ **24**

FRAGEN ÜBER FRAGEN
Vincent Jünger
Unser Fragebogen **27**

ALUMNI BERICHTEN
Interview mit Susanne Wübker
Insel-Seelsorge zwischen Ebbe und Flut **28**

SCIENTIA – PHILOSOPHIE
Sarah Rosenhauer
Zur Philosophie der Befreiung **32**

AUS DER HOCHSCHULE
Ausstellungen, Vorträge, Tagungen **38**

GESCHAFFT
Dissertationen, Magister- und Bachelorarbeiten **42**

Zwischen Himmel und Erde

Die Begräbniskirche St. Michael in Frankfurt

von Verena Maria Kitz

Urnenkirche, Kolumbarium, Grabeskirche oder vielleicht sogar „Indoor-Friedhof“? Es gibt verschiedene Bezeichnungen für das, was in der Frankfurter Kirche St. Michael als der ersten Begräbniskirche in Hessen entstehen wird: Ein gastfreundlicher Ort für Verstorbene und Lebende, ein Kirchenraum, der unter seinem Dach einen Friedhof für Urnen beherbergt und zugleich weiterhin ein geistlicher Ort sein wird für Gottesdienst, Gebet - und mehr. Kurz gesagt, ein etwas anderer Ort zwischen Himmel und Erde.

Ein Ort für Verstorbene und Lebende

Die Begräbniskirche St. Michael möchte eine würdige letzte Ruhestätte für alle sein, die sich wünschen, an diesem Ort beigesetzt zu werden – nicht nur für katholische Mitmenschen! Einladend für alle, denen ein geschützter, barrierefrei zugänglicher und ästhetisch ansprechender Raum für ihre Verstorbenen oder eines Tages auch für sich selbst wichtig ist. Ein Raum mit einer besonderen Atmosphäre, der als Ort des Trostes auch eine spirituelle Dimension erschließen kann. Zugleich soll die Begräbniskirche auch für die Lebenden ein bergender Ort der Erinnerung sein: ein Ort zum Gedenken und Beten, allein oder auch mit anderen gemeinsam. Und wer das möchte, auch ein Ort zur Begleitung in der Trauer: im benachbarten Zentrum für Trauerseelsorge. Dieses ist seit 2007 hier angesiedelt, als seelsorgliches Angebot des Bistums Limburg für Menschen in Trauer, ausdrücklich offen für alle, die hier Begleitung suchen, unabhängig von ihrer Konfession oder Religion. Hier finden sich seelsorgliche und psychologische Angebote zur Beratung und Begleitung für Einzelne und Gruppen, ein offenes Trauercafé, zudem Fort- und Weiterbildungsmöglichkeiten sowie ein ausgewähltes kulturelles Programm.

Warum braucht es so einen Ort?

Mit der Errichtung der Begräbniskirche St. Michael geht das Bistum Limburg auf die veränderte Lebenssituation und Trauerkultur vieler Menschen der heutigen Gesellschaft ein. So entscheidet sich laut einer Umfrage aus dem vergangenen Jahr nur noch ein kleiner Teil für eine klassische Erdbestattung: „Während im Jahr 2004 noch 39 Prozent der Bundesbürger für die eigene Bestattung ein klassisches Sarggrab auf dem Friedhof wünschten, ist der Anteil nach einer aktuellen Studie mittlerweile auf 12 Prozent gesunken“ (Quelle: https://www.aeternitas.de/fuer-fachleute/meinungsforschung/details/immer-weniger-menschen-bevorzugen-eine-sargbestattung, Abruf vom 23.08.23)

Die Alternativen sind vielfältig: Eine Beisetzung in der Natur etwa in einem Bestattungswald können sich knapp ein Viertel der Befragten vorstellen, und auch sonst sind vor allem pflegefreie Urnengrabstätten gefragt.

Viele Gründe tragen zu dieser Entwicklung bei: Die Mobilität der Menschen ist stark gestiegen, viele leben längst nicht mehr an dem Ort, an dem sie aufgewachsen sind und können die Pflege eines Familiengrabs kaum noch selbst leisten. Hinzu kommt, dass klassische Trauerrituale vielen fremd geworden sind und Angehörige kaum Sinn in aufwändiger Grabpflege und Finanzierung eines Ortes sehen, den sie bestenfalls einmal jährlich besuchen.

Dennoch wünschen sich Menschen nach wie vor einen gepflegten, ästhetisch ansprechenden Erinnerungsort für sich oder ihre Angehörigen. Die vielerorts gestiegenen Friedhofsgebühren bringen seit der Abschaffung des früher von den Krankenkassen gezahlten Sterbegeldes nicht wenige Menschen finanziell an ihre Grenzen. Daher entscheiden sich viele für eine kostengünstigere anonyme Beisetzung, um ihre Angehörigen finanziell nicht zu sehr zu belasten. Diese Tendenz wird durch die demographische Entwicklung und zunehmende Vereinzelung verstärkt. Dass diese anonyme Bestattungsform für Angehörige und Freunde einen anderen hohen Preis haben kann, nämlich die Not, keine persönliche Grabstätte als Trauerort besuchen zu können, ist oft nicht bedacht.

Noch eine weitere gesellschaftliche Entwicklung ist bei dem Projekt Begräbniskirche mit im Blick. Viele Menschen unserer Zeit erleben sich hilflos angesichts des Todes, mit dem sie oftmals keine eigenen Erfahrungen mehr verbinden. In früheren Großfamilien gehörte der Tod zum Leben, es gab Rituale und eingeübte Verhaltensweisen, damit umzugehen. Heute begegnet der Tod den meisten nur im Krimi oder in den Nachrichten über tödliche Unfälle, Terrorakte oder Kriegsopfer. Die tatsächliche Begleitung von Sterbenden leisten in der Regel „Profis“ im Krankenhaus oder Pflegeheim. Nur noch ein Fünftel aller Menschen verstirbt im häuslichen Umfeld. Wenn dann Menschen aus der Familie oder dem näheren Umfeld sterben, erleben sich viele Angehörige als sprachlos und unsicher.

Auf diese gesellschaftlichen Entwicklungen will das Bistum Limburg mit dem Zentrum für Trauerseelsorge und der geplanten Begräbniskirche eingehen, um Menschen in den Erfahrungen von Sterben, Tod und Trauer zur Seite zu stehen und sie qualifiziert zu begleiten, so wie sie es brauchen und wünschen.

Ein Raum mit einer besonderen Atmosphäre, der als Ort des Trostes auch eine spirituelle Dimension erschließen kann.

Wie soll dieser Ort aussehen?

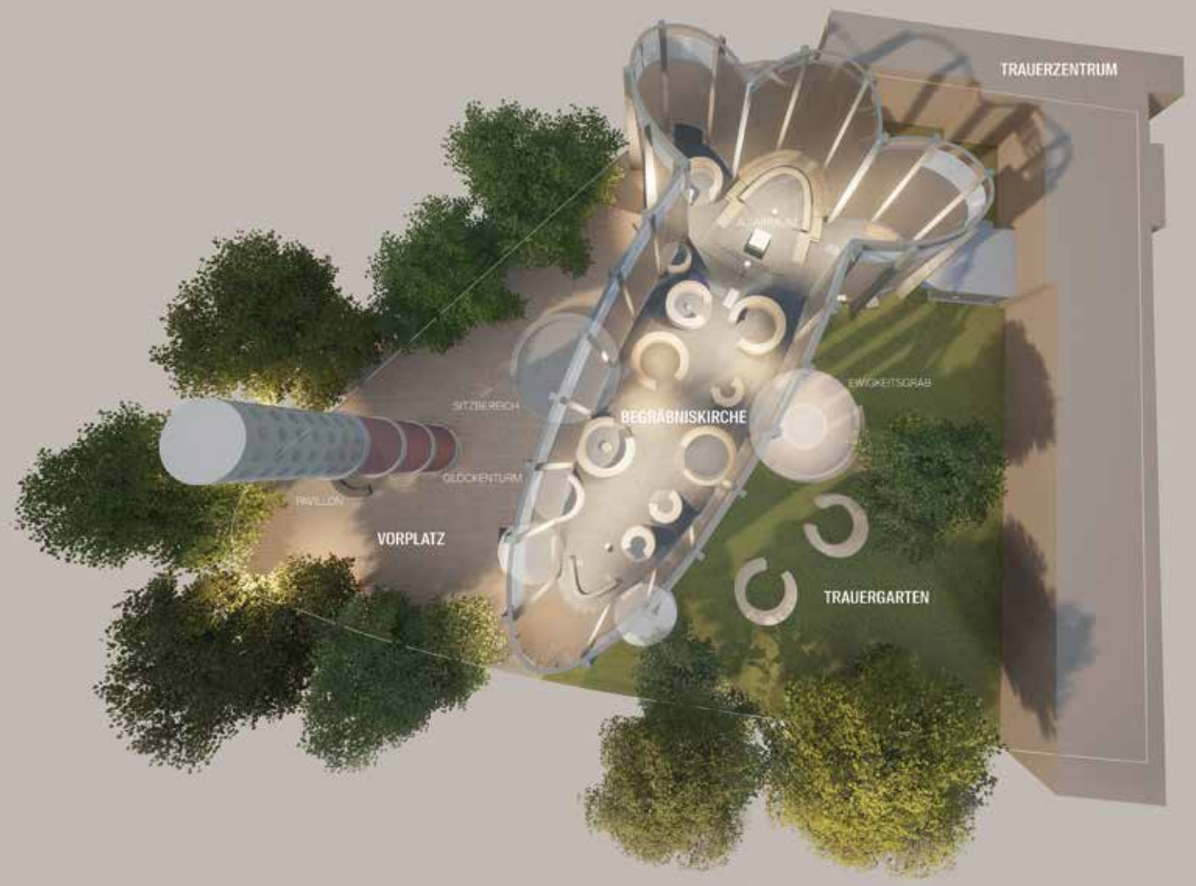
Für das Projekt der Begräbniskirche in der denkmalgeschützten Kirche von Rudolf und Maria Schwarz aus dem Jahr 1954 hatte das Bistum Limburg einen Architekturwettbewerb ausgeschrieben: fünf renommierte Büros aus ganz Deutschland waren eingeladen. Aus deren Entwürfen hat eine überregionale Jury den Entwurf des Frankfurter Büros Meixner-Schlüter-Wendt ausgewählt.

Die Jury war sehr angetan, wie der Entwurf den besonderen denkmalgeschützten Kirchenraum respektiert und zugleich auf angemessene Weise weiterentwickelt, um Platz zu bieten für 2500 Urnen. Zylindrische offene Urnenräume unterschiedlicher Größe orientieren sich an der elliptischen Formensprache des Baus, auch die Farbgebung bleibt erhalten. Der Entwurf der Kirche, so schrieb einst Rudolf Schwarz, geht zurück auf eine Erfahrung bei einer Wanderung durch die Schweizer Aareschlucht: „Ich weiß natürlich, was uns bei dem Entwurf der Kirche vorschwebte, und es war tatsächlich der Gedanke des ‚offenen Rings‘. Hinzu kamen noch Gedanken ganz anderer Art. Da war das Erlebnis der Schlucht. Wir hatten auf einer Wanderung durch die Aareschlucht eine Stelle erreicht, wo sich die Kluft zu einer bescheidenen Breite weitete. Senkrecht umstanden Felswände den Raum, und oben darüber war der offene, blaue Himmel. Wir erkannten die Wanderung durch Schluchten als eine allgemein menschliche Situation, die wir dann in Sankt Michael bauten. Sehr still ist es zwischen den hochragenden Wänden dieses Raums.“ (Kirchenbau, 1960, Heidelberg, 221). Auch Worte des Psalms 23 schwingen in der Erfahrung des Raums mit: „Der Herr ist mein Hirte. Muss ich auch wandern in finsterer Schlucht, ich fürchte kein Unheil, Dein Stock und Dein Stab geben mir Zuversicht …..“.

Die Weiterentwicklung dieses inneren Konzepts der Kirche, die den menschlichen Lebensweg durch den Tod hindurch bis hin zur Einladung zum himmlischen Gastmahl nachempfindet, ist nach Ansicht der Jury äußerst gelungen. Zum einen ist die Anordnung der zylindrischen Urnenwände in ihrer spielerischen Symmetrie geglückt: Kein Anklang an „Schließfächer“, an die manche Urnenkammern andernorts denken lassen, statt dessen eine Vielfalt unterschiedlicher ästhetisch ansprechender Grabplätze, die durch persönliche Elemente individualisierbar sind. Der Kirchen- und Friedhofsraum ist barrierefrei zugänglich, wie auch der Altarraum, der zu einem geborgenen Ort für die Trauerfeiern gestaltet ist. Die werden auch digital übertragbar sein, das ist nicht erst seit der Corona-Pandemie wichtig. Durch die gestiegene Mobilität leben An- und Zugehörige Verstorbener in der ganzen Welt, und könnnen so dabei sein, wenn eine Anreise nicht möglich ist.

Zum anderen überzeugt der Entwurf, weil das großzügige Außengelände mit einbezogen ist. So greift der begrünte Vorplatz mit offenen Sitzbereichen die runden Formen auf, die sich im Inneren in den Urnenwänden fortsetzen. Auch der Garten hinter der Kirche mit seinem alten Baumbestand ist im Gesamtkonzept mitbedacht: Als Trauergarten bietet er einen geschützten Rückzugsort im Freien, in dem auch das das sogenannte „Ewigkeitsgrab“

Die Anordnung der zylindrischen Urnenwände ist in ihrer spielerischen Symmetrie geglückt: Kein Anklang an „Schließfächer“, an die manche Urnenkammern andernorts denken lassen, statt dessen eine Vielfalt unterschiedlicher ästhetisch ansprechender Grabplätze, die durch persönliche Elemente individualisierbar sind.



seinen besonderen Platz hat – als meditativer Ort, an dem die Asche der Verstorbenen nach dem Ende der Ruhezeit endgültig beigesetzt werden wird.

Auch für das Zusammenkommen nach einer Beisetzung ist gesorgt: Im benachbarten Zentrum für Trauerseelsorge gibt es einen freundlichen Saal mit Platz für etwa 80 Personen, auf Wunsch auch mit Bewirtung.

Um dieses Projekt der Begräbniskirche, das ein Volumen von ca. 3,1 Millionen Euro hat, realisieren und verantwortlich begleiten zu können, hat das Bistum Limburg einen Eigenbetrieb gegründet. Gelände und Kirche, seit 2007 zur Frankfurter Pfarrei St. Josef gehörig, wurden dem Bistum dafür überlassen. Die Preisgestaltung der 2500 Urnenplätze orientiert sich an den Preisen entsprechender Grabstätten der Frankfurter Friedhöfe, 400 davon sind für Menschen mit geringem Einkommen zu einem ermäßigten Preis vorgesehen. Und wenn alles so geht wie geplant, kann die Begräbniskirche Ende 2024 eröffnet werden: pünktlich zum 70 Jahre langen Bestehen der Kirche!

Und was geschieht noch an diesem Ort?

In der Begräbniskirche St. Michael wird eine gepflegte Erinnerungskultur angeboten. Nach der persönlich gestalteten Trauerfeier und Beisetzung können sich Angehörige auch bei Gestaltung besonderer Gedenktage unterstützen lassen. Sei es mit einem klassischen Gedenken im Sinne eines 6-Wochen-Amtes, einem persönlichen Ritual zum Todestag oder auch gemeinsamen Formen des Erinnerns und Gebetes für Verstorbene, zum Beispiel anlässlich der christlichen Gedenktage an die Toten im November.

Mit der Begräbniskirche wird ein Trauerort entstehen, der auch Raum gibt für gemeinsames Trauern und Gedenken: zum Beispiel nach einer Naturkatastrophe oder einem Terror-Anschlag, für die Opfer der Kriege unserer Tage oder auf der Flucht Verstorbene, die kein bekanntes oder erreichbares Grab haben.

Ein Präsenzdienst in der Kirche sorgt für ein sicheres Gefühl und steht diskret auf Wunsch für ein Gespräch oder zur Vermittlung an die Trauerseelsorge zur Verfügung. Außerdem finden in der Begräbniskirche kulturelle Veranstaltungen, Konzerte und Lesungen statt, die sich mit der Würde des Ortes vertragen. Sie können Momente des Trostes schenken und laden ein, auf diese Weise mit Erfahrungen rund um Tod, Sterben und Trauer in Kontakt zu kommen.

Menschen, die sich in der Begleitung Trauernder ehrenamtlich engagieren wollen, finden bereits jetzt den Weg ins Zentrum für Trauerseelsorge. Manche haben durch eine eigene Trauererfahrung erlebt, wie wichtig eine qualifizierte Begleitung in der Trauer sein kann und die das auch anderen ermöglichen möchten. So wird vom Zentrum für Trauerseelsorge seit diesem Jahr bistumsweit eine Qualifizierung angeboten: für Menschen, die ehrenamtlich Begräbnisfeiern leiten und/oder Trauernde begleiten möchten. Auch Fortbildungsangebote für Haupt- und Ehrenamtliche in der Trauerbegleitung sowie die Vernetzung mit anderen in diesem Bereich gehören zu den weiteren Aufgaben des Teams der Trauerseelsorge.

Ein „Andersort“, der Himmel und Erde verbindet

In seiner neuen Aufgabe als Begräbniskirche eröffnet der umgestaltete Kirchenraum das, was Rudolf Schwarz in seiner Figur des „offenen Rings“ angestrebt hat: eine Offenheit für den Übergang von Weltlichem zu Ewigem, von Diesseits zum Jenseits. Hier, in diesem „hybriden Raum“ Begräbniskirche können Menschen auf unaufdringliche Weise der christlichen Hoffnung auf die Auferstehung begegnen, an diesem „Anders-Ort“, an dem Himmel und Erde, Tod und Leben, Vergangenheit und Zukunft gegenwärtig und erfahrbar sind. Sie können darüber mit anderen ins Gespräch kommen, wenn gewünscht, und müssen zugleich nicht befürchten, in der fragilen Lebenssituation, die der Tod eines nahen Menschen auslösen kann, vereinnahmt zu werden. Im besten Fall entsteht hier ein Ort, an dem Menschen Raum finden für ihre Trauer und ihren Trost. Und dazu mehr erfahren, wenn sie wollen, von fachkundigen Expert:innen verschiedener Fachrichtungen. Auch die Nähe zur Hochschule Sanktt. Georgen oder der Goethe-Universität mit ihrer jeweiligen theologischen Expertise hat schon zu spannenden Begegnungen geführt. Vielleicht regt auch dieser Artikel zu weiteren Kontaktaufnahmen und Entwicklungen an – das Team der Trauerseelsorge freut sich darauf, gemeinsam diesen besonderen Ort zu einem gastfreundlichen Ort für Verstorbene und Lebende zu gestalten.
www.trauerseelsorge.bistumlimburg.de

Zur Person
Verena Maria Kitz ist Pastoralreferentin und leitet des Zentrum für Trauerseelsorge.

„Hektik hat am Sterbebett gar nichts mehr zu suchen“

Wie geht Sterben und Trauer aus der Perspektive der Begleitung.
Ein Gespräch mit der ehrenamtlichen Hospizmitarbeiterin Brigitta Wagner.

GEORG: Manchmal gibt es ja bestimmte Gesten, die eine Arbeit ausdrücken. Welche ist Ihre?
Brigitta Wagner: Ich denke an eine Geste mit den Händen. Natürlich ist das Gesicht wichtig, ein Lächeln oder was auch immer gerade angebracht ist. Aber wir arbeiten auch viel mit den Händen, wenn die zu Begleitenden es zulassen. Das ist auch bei den Angehörigen eine wichtige Geste, um ihnen zu zeigen, dass man sie versteht oder dass man weiß, dass sie Schweres durchmachen.

Neben Berührung sind ja noch andere Sinne für Ihre Tätigkeit wichtig. Wie ist das zum Beispiel mit dem Hören?
Was Hören betrifft, sagt die Wissenschaft: Die Ohren geben ihren Dienst als letztes auf. Deshalb ist es so wichtig, auch für die Angehörigen, was am Kranken- oder am Sterbebett geredet wird. Wir sagen immer: Man sollte davon ausgehen, dass der Sterbende alles mitbekommt. Im Zweifel lieber rausgehen, wenn man mit dem Bruder oder wem auch immer etwas Wichtiges besprechen möchte. Aber andersherum: gerne positiv mit dem Sterbenden reden.

Das heißt, man soll sich auf die Situation am Sterbebett einlassen und auf die Begleitung?
Ja, man braucht Ruhe bei jemandem, der im Sterben liegt. Hektik darf nicht sein. Hektik hat am Sterbebett gar nichts mehr zu suchen. Ich denke auch, Aufregung überträgt sich und das ist nicht gut.

Sie besuchen Menschen sowohl zuhause als auch in stationären Einrichtungen. Gibt es Unterschiede in der Begleitung oder in der Betreuung?
Grundsätzlich: Wir sind ein ambulanter Verein. Wir haben kein stationäres Hospiz, weil wir Menschen da unterstützen wollen, wo sie leben. Wir möchten dazu beitragen, dass sie so lange wie möglich in ihrem Umfeld bleiben können, wo sie leben. Wir unterstützen die Sterbenden und die Angehörigen durch Gespräche, aber auch durch die Möglichkeit eine Auszeit zu nehmen.

Die Letzte-Hilfe-Kurse bereiten Menschen auf den Tod eines Menschen vor. Ab welchem Moment ist es sinnvoll, diesen Kurs zu besuchen und sich mit dem Tod auseinanderzusetzen?
Es ist ein Kurs für interessierte Laien. Dieser ist jederzeit sinnvoll. Erste Hilfe muss jeder lernen, „Letzte Hilfe“ wird nicht gelernt und das ist falsch. Wir haben manchmal sehr junge Leute dabei, aber auch sehr viel ältere, die wissen möchten, was mit ihnen passiert, wenn sie selber sterben. Meine Empfehlung wäre: So früh wie möglich. Vielleicht auch den Kurs nach Jahren nochmal wiederholen, um mit dem Thema eine Selbstverständlichkeit zu verbinden und ein bisschen den Schrecken zu nehmen, und zwar frühzeitig. Der Kurs ist zu jedem Zeitpunkt geeignet, nur bei einem akuten Fall hat man eher keine Nerven mehr dafür.

Wie war das bei Ihnen? Wie sind Sie zu dieser ehrenamtlichen Tätigkeit gekommen?
Ich hatte mein Leben lang nichts mit Ehrenamt zu tun. Mein Mann war zwölf Jahre immer wieder sehr krank. In dieser Zeit musste ich lernen, meine Ängste zu überwinden, um meinem Mann beizustehen. Besonders die letzte Zeit vor seinem Tod fand ich sehr schwierig. Aber im Nachhinein habe ich gemerkt, dass ich das geschafft habe. Ich konnte ihm eine Stütze sein. Nach dem Tod meines Mannes wurden meine Eltern recht schnell krank. Nach deren Tod habe ich gemerkt, dass ich es emotional aushalten konnte. Ich wollte so etwas Sinnvolles machen. Ich habe mir einen Hospizverein gesucht. Über das „Trauerlebenscafé“ habe ich dann mit einigen Menschen im Verein Kontakt aufgenommen und mich schnell entschieden, die Ausbildung zur Hospizhelferin zu machen.

Erste Hilfe muss jeder lernen, „Letzte Hilfe“ wird nicht gelernt und das ist falsch.

Foto: © Black Brush, Adobe Stock

Wie sah Ihre Hospizausbildung aus?
Bei uns dauert die Ausbildung neun Monate und findet an Wochenenden statt. Die Ausbildung macht nachdenklich. Was aber auch wirklich wunderbar ist, dass die Ausbildungsgruppe immer sehr stark zusammenwächst. Und das ist auch verständlich, denn in der Ausbildung muss man sehr offen und ehrlich sein. Es gibt Rollenspiele und man lernt sich in andere hineinzuversetzen, man erzählt auch viel von eigenen Erfahrungen und Ängsten. Die Gruppe wächst zusammen. Jedes Wochenende gibt es ein anderes Thema wie zum Beispiel Kommunikation, Palliative Care, Trauer oder wie gehe ich mit Angehörigen um. Nach dem Grundkurs haben die Teilnehmer die Möglichkeit sich zu fragen, ob die Ausbildung und die spätere Tätigkeit wirklich etwas für sie ist und, ob es jetzt das Richtige ist. Zwischen Grund- und Hauptkurs findet ein Praktikum statt. Bei mir waren es zwei Tage in einem stationären Pflegeheim und zwei Tage in einem ambulanten Pflegedienst.

Bei der Ausbildung muss man sehr offen und ehrlich sein. Es gibt Rollenspiele und man lernt sich in andere hineinzuversetzen, man erzählt auch viel von eigenen Erfahrungen und Ängsten .

Wie war das denn als Sie die Ausbildung abgeschlossen hatten? Wie schnell wurden Sie eingesetzt?
Wir wurden samstags in einem feierlichen Gottesdienst entsendet und ich bekam bereits kurz vorher einen Anruf, dass ich montags einen Einsatz haben sollte. Das ist nicht immer so. Ich war sehr glücklich darüber, da ich Sorge hatte, dass, wenn ich zu viele Wochen zwischen Ausbildung und Einsatz verstreichen lasse, ich den Mut verliere.

Wie war Ihre erste Begleitung?
Der erste Besuch bei einem zu Begleitenden wird immer von einer Koordinatorin begleitet. Mir hatte die Koordinatorin gesagt: „Der passt gut zu dir. Ein ganz lieber, sehr alter Herr." Ich habe mich damals schon auf ihre Einschätzung verlassen. Ich erzähle so gerne von meiner ersten Begegnung mit ihm. Er lebte allein, war neunzig Jahre alt und ein sehr angenehmer Herr. Die Koordinatorin war kurz dabei und ist dann gegangen. Ich sagte dann zu ihm: „Herr XY, wissen Sie, ich bin gerade erst entsendet worden. Sie sind mein erster zu Begleitender." Und dann sagte er zu mir: „Dann will ich alles tun, damit es Ihnen gut geht." Ich sagte ihm: „Nein, das haben Sie falsch verstanden. Ich möchte alles tun, damit es Ihnen besser geht." Er antwortete: „Gut, dann tun wir beide alles, dass es uns beiden gut geht." Und ich muss sagen, das hat er eingehalten. Ich war sieben Wochen bei ihm. Gegen Ende durfte ich ihn samstags und sonntags auf der Palliativstation besuchen. Da konnte er nicht mehr mit mir reden. Ich war unendlich dankbar, dass ich auch in seiner letzten Minute bei ihm sein durfte. Ich habe das als großes Geschenk von ihm an mich empfunden.

Wie war das nach ihrer ersten Begleitung? Wie haben Sie das verarbeitet?
Es hört sich vielleicht für andere komisch an, aber ich war so glücklich, dass ich bei ihm sein durfte. Er hatte keine direkten Verwandten, sondern eine Wahlfamilie, mit der ich auch noch im Krankenhaus danach etwas gesprochen habe. Wir waren traurig, aber am Ende war ich dankbar, dass ich ihn kennenlernen durfte. Nach einer Begleitung hatte ich zu Beginn oft das Bedürfnis viel zu schreiben. Das hat sicherlich auch dazu beigetragen, die Anspannung zu lösen.

Das klingt nach einer guten ersten Begleitung, aber auch, dass Sie Ihr Ehrenamt mit nach Hause nehmen?
Ja, alles andere würde auch gar nicht zu mir passen. Aber, mit mehr Erfahrung kann man bestimmte Dinge dann auch leichter wieder loslassen. Nur, dass ich die Tür zumache und es mich dann nicht mehr beschäftigt, kann ich nicht sagen. Etwas anderes, was ich auch immer mache und was für mich wichtig ist, um es zu verarbeiten, ist, dass ich sehr viel wandere. Zwei Stunden morgens intensiv laufen, da verarbeite ich viel. Eine Begleitung, bei der ich den Angehörigen und dem zu Begleitenden beistehen konnte, erfüllt mich sehr.

Wie viel Zeit brauchen Sie für Ihr Ehrenamt?
Das ist sehr unterschiedlich. Ehrenamtliche Hospizhelfer geben an, wie viel Zeit sie investieren können. Es wird auf die Bedürfnisse des Ehrenamtlichen geachtet. Wir haben auch eine Rufbereitschaft und wenn man da einen Anruf erhält, steigt man im besten Fall direkt ins Auto. Ich bin aktuell in einem Pflegeheimprojekt, das wir seit ein paar Jahren haben. Ich bin zwei Vormittage pro Woche in einem Heim und mache in der Regel nebenbei keine anderen Begleitungen. Es sei denn, dass in diesem Heim etwas Aktuelles ist, dann fahre ich auch einen dritten und vierten Tag hin. Da ich noch Letze-Hilfe-Kursleiterin und im Vorstand tätig bin, ist der Zeitaufwand schon größer, das ist aber nicht bei allen Kolleginnen und Kollegen so.

Wie lange kann eine Begleitung dauern?
Es ist schwer zu sagen, wann eine Begleitung beginnt. Es kann die Sterbebegleitung gemeint sein oder die Zeit davor. Der Übergang zur Sterbebegleitung ist fließend. Eine Begleitung kann eine Stunde dauern oder einen Tag. Sie kann aber auch eineinhalb Jahre dauern. Das ist unterschiedlich.

Das gängige Bild, dass ein ehrenamtlicher Hospizhelfer nur zu einem Sterbenden geht und für den Sterbeprozess bleibt, ist dann falsch, oder?
Ja, das ist nicht korrekt. Es kommt zwar vor, aber es hängt davon ab, wer uns wann anruft und um Unterstützung bittet.

Eine abschließende Frage: Glauben Sie an Gott?
Ja, ich bin evangelisch. Der Glaube war für mich immer wichtig, aber ich bin niemand, der jeden Sonntag in die Kirche geht. Meinen Glauben lebe ich direkt, auch mit Gott. Für mich ist Beten wichtig, auch dadurch Kraft zu holen. Ohne Glauben kann ich es mir persönlich nicht vorstellen zu leben und diese Tätigkeit auszuüben. Ich glaube, ich würde mich dann viel einsamer fühlen. Wir haben aber Kolleginnen und Kollegen, die das gut ohne den Glauben hinkriegen. Ich nicht.

Das Gespräch führte Ann-Kathrin Weber.

Zur Person
Brigitta Wagner arbeitet ehrenamtlich beim ambulanten Hospizdienst „Ökumensicher Hospizverein Vorderer Odenwald e.V." und ist dort im Vorstand die zweite Vorsitzende.

Wo Lamech aufgehört und der Gott Abrahams angefangen hat

Eine Zeitdiagnose zum neuen Antisemitismus

von Christian Nürnberger

Immer noch unvorstellbarer

Angehörige meiner Generation – ich bin 72 – lebten lange in der Gewissheit, dass das Unvorstellbare draußen vor der Tür bleibt – dann wurde Donald Trump Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika. Danach kam Corona, und auch das, dass ein paar Milliarden Viren, die zusammengenommen ein paar hundert Gramm wiegen, die ganze Welt lahmlegen können, war bis dato unvorstellbar. Kaum war Corona vorbei, überfiel Wladimir Putin die Ukraine. Viele Deutsche konnten sich bis zum Tag vor dem Überfall nicht vorstellen, dass Putin das wirklich tun würde.

Am 7. Oktober dieses Jahres schließlich ein unvorstellbarer Brutalitäts-Exzess, die schlimmste und teuflischste Gewaltorgie seit dem Holocaust: Noch heute mühen sich Expert*innen, die Leichen von israelischen Frauen, Kindern und Jugendlichen zu identifizieren, die von der Hamas geköpft, verstümmelt, vergewaltigt, zerschmettert, bei lebendigem Leib verbrannt worden waren. Noch heute verlassen Politiker*innen, Soldat*innen, Beamte, Journalist*innen zutiefst erschüttert den Raum, und manche übergeben sich, nachdem sie einige der Videos gesehen haben, welche von den Hamas-Verbrechern selbst gedreht und teilweise im Netz veröffentlicht worden waren.

Noch unvorstellbarer war dann die Reaktion vieler Menschen auf dieses Verbrechen. Weltweit sind sie auf die Straße gegangen, aber nicht, wie es eigentlich zu erwarten gewesen wäre, um gegen die Hamas zu protestieren, sondern um sie zu feiern. Nie hätte ich gedacht, dass das auch in Deutschland möglich sei. Nie hätte ich mir träumen lassen, dass jüdische Student*innen an US-Universitäten von einem antisemitischen Mob angegriffen werden und sich vor denen verbarrikadieren müssen, mit denen sie bis vor kurzem friedlich studiert hatten. Nie hätte ich mir vorstellen können, dass Haustüren, hinter denen deutsche Juden leben, heute wieder mit Davidssternen markiert werden, und auch nicht, dass hier lebende jüdische Menschen wieder ihre Koffer packen und abhauen.

Alle –ismen fließen zusammen

Er war nie weg, der Antisemitismus, schwelte immer weiter, aber konnte von demokratischen Staaten halbwegs so unter Kontrolle gehalten werden, dass er nicht mehr zum großen Flächenbrand werden konnte. Wo er hier und da aufloderte, tat er es meistens getarnt im Gewand der Israelkritik. Splitternackt, wie etwa beim Anschlag auf die Synagoge in Halle, ging er nur selten über die Straße. Aber jetzt, ausgerechnet jetzt, nach einem brutalstmöglichen Verbrechen an israelischen Zivilisten, tut er es. Jedoch mit mehreren Gesichtern. Der bekannte biodeutsche und alteuropäische und der auch nicht mehr ganz neue muslimische Antisemitismus haben nun Zulauf bekommen durch die relativ neuen Antisemitismen der postkolonialen und queerfeministischen Theoretiker*innen und dem klimaaktivistischen Antisemitismus einer Greta Thunberg.

Ausgerechnet nach diesem unvorstellbaren Verbrechen der Hamas sind Israel, die Juden und Jüdinnen dieser Welt umzingelt von Feindseligkeit und Hass. Lässt sich das verstehen, erklären? Wohl kaum. Ja, es gab Zeichen: die immer brutaler werdende Sprache in den sogenannten sozialen Medien, die wachsende Feindseligkeit aller gegen alle, das von Desinformation, Lüge, Hetze und Hass überquellende Internet, die um sich greifende Frauenverachtung, Homophobie, der Sexismus, Rassismus und Nationalismus, der Triumph der Diktatoren dieser Welt. Und was immer deutlicher auffällt: Femizide. Frauen werden ermordet, weil sie Frauen sind. Und noch immer und schon wieder werden Juden ermordet, weil sie Juden sind.

Jetzt hat es den Anschein, als ob all diese „-ismen“ zusammenfließen wie Flüsse, um in einem einzigen Strom aufzugehen: dem Antisemitismus. Warum?

Ich weiß es nicht. Aber zumindest eine Ahnung davon, wo wir stehen, lieferte mir ein Detail aus einem Bericht der Süddeutschen Zeitung. Georg Mascolo erwähnt darin eine Audio-Aufnahme, auf der man hört, wie ein Hamas-Killer seinen Vater anruft und sich damit brüstet, zehn Juden getötet zu haben. „Ihr Blut ist an meinen Händen. Euer Sohn ist ein Held.“ (SZ, 4.11.23, „Vor der Bilderflut“)

Guter Beginn … schlechtes Ende

Unwillkürlich dachte ich dabei an Lamech. Lamech, ein Nachkomme von Kain, gibt sich nicht mit der Blutrache zufrieden, also dem Prinzip für verhältnismäßige Gewalt: ein Leben für ein Leben. Nein, Lamech prahlt vor seinen Frauen: „Einen Mann erschlage ich für eine Wunde, und einen Knaben für eine Strieme. Wird Kain siebenfach gerächt, dann Lamech siebenundsiebzigfach.“

Neid, Hass, Mord, Rache, Gewalt sind das große Anfangsthema der Bibel. Schon in der zweiten Menschheits-Generation ein Brudermord – Kain erschlägt den Abel. Und so geht es weiter bis zu Lamech. Normale Blutrache genügt nicht mehr. Das „Dichten und Trachten“ seiner Geschöpfe sei „böse von Jugend auf“, muss sich Gott eingestehen und hält darum seine Schöpfung für missraten und weiß keinen anderen Weg mehr, als sie zurückzunehmen. Er schickt die Sintflut, unter der alles menschliche Leben erstirbt – bis auf Noah. Mit ihm will er einen Neuanfang versuchen.

Aber auch der misslingt. Das Hauen und Stechen unter den Menschen geht weiter, sie werden größenwahnsinnig und wollen einen Turm bauen, der bis in den Himmel reicht, aber verlieren darüber ihre Fähigkeit, sich zu verständigen und geraten dadurch in die „Zerstreuung“, wie es in der Bibel heißt. Der Anfang der Bibel ist eine Verfallsgeschichte. Eine Unheilsgeschichte. Ein guter Anfang nimmt ein böses Ende.

Gottes Gesetz als Sozialordnung

Aber da fängt die Bibel nun eigentlich erst an, denn jetzt soll eine Heilsgeschichte beginnen. Jetzt, so könnte man sagen, hat Gott eine Idee. Die Idee lautet: Ich, Gott, brauche ein Volk. Diesem Volk will ich beibringen, wie man leben muss, damit das Leben aller gelingt. Alle anderen Völker sollen das dann von diesem Volk lernen. Das ist im Grund die ganze Idee der Heilsgeschichte und der Bibel. Freiwillig, ohne Zwang, aus Einsicht soll dieses Volk Gottes Gesetz befolgen. Aus Freiheit soll es sich an ihn binden und damit die Erfahrung machen, dass daraus ein gutes Leben für jeden einzelnen Menschen entsteht.

Was in der Bibel „Gesetz Gottes“ genannt wird, ist eine Sozialordnung, und die muss man, wenn man unterm Zwang zur Kürze steht, herunterbrechen auf ein paar Regeln, die so oder so ähnlich immer wieder auftauchen, und zwar schon im Alten Testament. Dann lässt sich das Regelwerk so zusammenfassen: Gerechtigkeit soll herrschen. Es darf keinen Armen unter euch geben. Not muss beseitigt werden. Ein Leben in Wohlstand zu erstreben, ist nichts Böses. Milch und Honig sollen fließen, allerdings gerecht verteilt werden. Flüchtlingen muss geholfen werden. Mächtige dürfen, ja müssen kritisiert werden. Die Herrschaft von Menschen über Menschen soll aufhören. Vor Gott zählt jeder gleich viel. Es geht nicht ohne die Frauen. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, auch deine Feinde. Heil kann die Welt nur durch den Glauben werden. Zusammengenommen beschreiben diese Regeln den Bauplan für eine Schule der Empathie. Wir kennen sie seit Jahrtausenden. Es ist eine Schule, auf die sich im Prinzip so gut wie alle einigen können müssten, Juden, Christen und Muslime genauso wie Hindus, Buddhisten und Atheisten. Nur wurde die Schule nie gebaut.

Er war nie weg, der Antisemitismus, schwelte immer weiter, aber konnte von demokratischen Staaten halbwegs so unter Kontrolle gehalten werden.

Schon Jesus hatte seinem Volk vorgeworfen, nie wirklich Ernst gemacht zu haben mit dem Plan. Und noch etwas hat er gesagt, und damit auch implizit die Ursache dafür genannt, warum es nicht geklappt hat: Sich an die Regeln der Sozialordnung Gottes zu halten, ist im Prinzip schon sehr gut, aber so etwas wie Heil, gar ein Reich Gottes, entsteht dadurch nicht. Die beste Regel kann nicht verhindern, dass ein böses Herz Schlupflöcher findet, durch die es huschen kann. Deshalb muss die Lösung im menschlichen Herz beginnen. Dieses muss um 180 Grad gewendet werden. Das ist gemeint mit „Buße und Umkehr“. Und erst nach dieser Wendung wird ein Mensch imstande sein, die beste aller Regeln – liebe deinen Nächsten und sogar deine Feinde – in der Realität anzuwenden. Dafür braucht es Glauben. Ohne Glauben keine Empathie.

Eine neue Schule der Empathie von unten

Das wissen wir nun auch schon seit zwei Jahrtausenden, nur wurde das Wissen kaum je angewandt. Warum? Weil die Verkünder des Wissens sich nur höchst selten daran gehalten haben. Einem mittelalterlichen Fürstbischof war es herzlich egal, ob der Bauer, von dessen Korn er lebt, Not leidet oder nicht. Ein preußisch-protestantischer Pfarrherr hielt den Ständestaat für Gottes Wille, die Demokratie für

Die Lösung muss im menschlichen Herz beginnen. Dieses muss um 180 Grad gewendet werden.

Teufelszeug, und wollte nichts von Gleichheit wissen. Und eine Kirche, in deren scheinbar geschützten Räumen Kinder, Jugendliche, Frauen sexuell und geistlich missbraucht, geschlagen und an Geist, Leib und Seele verletzt wurden, kann predigen was sie will. Es hört niemand mehr hin. Und das ist die vielleicht größte Tragödie unserer Gegenwart.

Jetzt, gerade jetzt, könnten Juden, Christen, Muslime wertvolle Dienste leisten inmitten einer orientierungslosen, von Lüge und Gewalt gebeutelten Welt. Aber in jeder der drei Religionen haben die Scharfmacher das Sagen, die Missbraucher, Islamisten, Fundamentalisten, Evangelikalen, russisch-orthodoxen Nationalisten, die sich oft gegenseitig bekämpfen, aber einig sind in ihrer Misogynie, Homophobie und ihrem Antisemitismus.

Was tun? Wie ihnen das Handwerk legen? Wie wär's mit neu anfangen? Gemeinsam die Schule der Empathie bauen, von ganz unten? Offenbar stehen wir heute wieder da, wo Lamech aufgehört und der Gott Abrahams angefangen hatte.

In Israel, so höre ich von meiner Tochter, die als Politikredakteurin bei der FAS arbeitet und gerade aus Tel Aviv, Haifa und Jerusalem zurückkam, gibt es israelische Unternehmer, die weiter Palästinenser beschäftigen, und israelische Helfer*innen, die sich um palästinensische Opfer des Gaza-Kriegs kümmern, auch noch, nachdem eines ihrer Mitglieder von der Hamas getötet wurde.

Es gibt Muslime, die sich für die Taten der Hamas schämen. Es gibt Juden, die sich für die israelische Besatzungspolitik, die rechtsradikale Regierung und die nationalistischreligiösen Siedler schämen. Und es gibt Muslime, die keine Antisemiten sind. Mit solchen Menschen muss man anfangen. Ob wir dafür allerdings noch einmal 3.000 Jahre Zeit haben?

Zur Person
Christian Nürnberger ist deutscher Publizist. Für *Mutige Menschen: Widerstand im Dritten Reich* wurde Nürnberger mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis 2010 ausgezeichnet.

Foto: © Tobias Seeliger, Adobe Stock

Ein toter Punkt als Umkehr-Impuls

Am Beispiel Charles de Foucaulds

von Tobias Specker SJ

Ende Januar 1908 war der kleine Bruder Karl am toten Punkt angekommen. Krank, zutiefst erschöpft und einsam lag Charles de Foucauld auf seinem Lager in der kleinen Lehmhütte im Dorf Tamanrasset mitten in der Sahara. Er konnte sich kaum regen, bekam bei jeder Bewegung Erstickungsanfälle und hatte seit Monaten kaum Besuch erhalten. Hinzu kamen die inneren Zweifel, ob er nicht einen besseren, nützlicheren Ort für sein Leben als Mönch hätte wählen müssen als das wenig besiedelte Wadi im Herzen des Hoggar-Gebirges. Schließlich hatte ihm ein Verbot, alleine die Messe zu feiern, auch noch alle geistliche Nahrung genommen. In seinem Tagebuch finden sich zu Weihnachten 1907 die berührend kargen Worte: „Keine Messe, denn ich bin allein.“ Es werden diese Monate sein, die zur entscheidenden Wendezeit in seinem Leben werden: Als die Tuareg im Dorf erfahren, wie es wirklich um ihn steht, beginnen sie, ihn mit Ziegenmilch zu versorgen. Der bedürftige Kranke repräsentiert nicht mehr die französische Kolonialmacht, der erschöpfte Beter ist nicht mehr der gebildete Missionar, der trotz aller Demut die wenig alphabetisierten Nomaden und Bauern die Überlegenheit des Christentums fühlen lässt. In der Machtlosigkeit und inneren Leere gibt Bruder Karl den Dorfbewohnern den Raum, dass sie von sich aus eine Beziehung zu ihm eingehen. „Es brauchte dieses Zunichtewerden durch die Krankheit, damit sie ihm etwas anbieten und ihm auf Augenhöhe begegnen konnten“, schreibt sein Biograph Antoine Chatelard. Der tote Punkt lässt Charles auch innerlich frei werden. Er löst sich von seinen Vollkommenheitsidealen, von seiner strikten Regel, nichts von anderen anzunehmen, von dem strengen Willen, alles zu planen und zu bestimmen. Und er ist auch geistlich demütiger geworden: Den in seinen Augen ungläubigen Muslimen, die er durch seine Gegenwart bekehren wollte, gilt überraschend das Wort des Evangeliums: „Kommt, empfangt das Reich, denn ich war krank und ihr habt mich besucht.“ Plötzlich ist er von der quälenden Sorge befreit, wie das Heil zu seinen nichtchristlichen Nachbarn kommen kann. Die Tuareg will er nun nicht mehr bekehren, sondern verstehen – und wird so zu ihrem Herzensfreund und ihrem Marabut. Kurz, Charles hat in geistlicher Tiefe ausgemessen, was die Mechanik über den toten Punkt sagt: Die Bewegungsrichtung kehrt sich um.

An diesem entscheidenden Moment im Leben von Charles de Foucauld wird wie im Brennglas deutlich, welche Bedeutung das Erleben des toten Punktes im geistlichen Leben haben kann: Die Erfahrung von Bedürftigkeit, die Erfahrung, auf andere angewiesen zu sein, kann, wenn ich sie nicht manipulativ einsetze und andere sie nicht missbrauchen, befreiend wirken. Die eigene Schwäche lässt den Anderen Raum, es kann tatsächlich etwas Unvorhergesehenes geschehen. Zugleich ist der tote Punkt keine harmlose Erfahrung, sondern betrifft Körper, Geist und Seele zutiefst. Er ist nicht nur eine kurzzeitige Verwirrung und Blockade, sondern das tiefe Empfinden von Isolation, Ohnmacht und Berührungslosigkeit. Vor allem aber ist der tote Punkt nicht planbar und harmonisch in das Gesamt einer Lebensgeschichte integrierbar. Ein toter Punkt, an dem man weiß, dass dieser Moment nur ein Durchgangsstadium ist, ist eben kein toter Punkt. Aber tote Punkte kommen eben nicht nur in der Mitte des Lebens oder auch nur der Exerzitien vor und nicht jedes Leben, sei es auch noch so geistlich geführt, endet in der Erkenntnis, dass der tote Punkt seinen Sinn gehabt hat. Es gibt Leben, das am toten Punkt zusammenbricht, abbricht. Charles de Foucauld wurde am ersten Dezember 1916 bei einem Überfall getötet, obwohl ihn die Dorfbewohner in ihre kleine Festung aufgenommen hatten. Kein heroischer Tod, ein sinnloses Verbrechen, vielleicht sogar eine überstürzte Panikreaktion. Und dennoch nimmt in diesem abgebrochenen Leben die Aussage Gestalt an, mit dem Karl wirklich der kleine Bruder Jesu ist: „In der Ohnmacht unserer menschlichen Mittel liegt unsere Stärke.“

Die Bibel und Trauer in Formen und Farben

von Ansgar Wucherpfennig SJ

„Trauer in Formen und Farben“ ist bereits das zweite Buch, das Cornelia Steinfeld in diesem Format veröffentlicht. In einem Interview erklärt sie seine Entstehung: Am Anfang dieses Buches standen Stichworte, die ihr zu Trauer eingefallen sind. Trauer ist nicht nur ein episodisches Gefühl, sondern eher so etwas wie eine Atmosphäre, zu der verschiedene Gefühle gehören: Angst, Wut, Verzweiflung, Liebe, Trost; aber auch verschiedene Haltungen und Werte: Akzeptanz, Geduld, Liebe; und Situationen: Abschied, Einsamkeit, Auferstehung, Neubeginn und Ewigkeit. Zu diesen Stichworten hat sie dann Bibeltexte ausgesucht, illustriert, und verschiedene Autor*innen gebeten, sich ein Bild für einen Impuls auszuwählen.

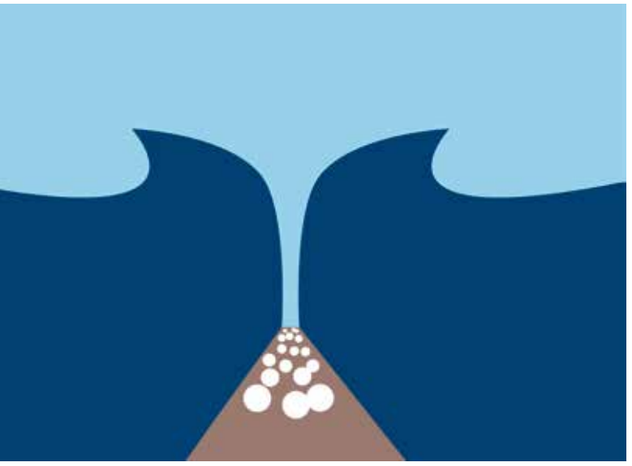
Alle Informationen den Büchern und viel Zusatzmaterial unter **www.steinfeld-formenundfarben.de**

Über ihr erstes Buch, das bereits vergangenes Jahr unter dem Titel „Die Bibel in Formen und Farben“ erschien, sagten mir mehrere Personen: Es ist im Moment mein Lieblings-Bibel-Buch. Beide Bücher sind schon deshalb für den GEORG besondere Bücher, weil ihre Autorin Cornelia Steinfeld ihn seit seiner ersten Ausgabe als Grafik-Designerin begleitet. Mit beiden Büchern hat sie ein Format entwickelt, das Auge, Geist und Körper zugleich anspricht und deshalb lohnt es sich, hier darauf aufmerksam zu machen, wie die beiden Bücher ihre Leserin und ihren Leser unwillkürlich in einen Prozess der Betrachtung hineinnehmen.

Cornelia Steinfeld lässt in beiden Büchern ihren selbstbewussten Ansatz als Grafikdesignerin erkennen. Grafik kommt von dem griechischen Verb graphein. Es wird oft mit „schreiben“ übersetzt. So wird zum Beispiel die Bibel als hä graphä – „die Schrift“ – bezeichnet, oder auch als graphai agiai „heilige Schriften“. Das Verb graphein meint aber auch im heutigen Griechisch noch mehr als das bloße Schreiben, es bedeutet genauso Zeichnen oder Malen, also etwas Bildlich-Darstellen. Eine Ikonenmalerin „schreibt“, so heißt es aus dem Griechischen, auch wenn wir eigentlich sagen würden: „sie malt“. Bei ihrem „Malen“ ereignet sich aber ein komplexer Vorgang, denn sie versucht, ein lebendiges Geschehen so in das Bild einzufangen, dass die Kraft, die in dem Geschehen liegt, beim Betrachten wieder spürbar wird. Um es anders zu sagen: Wenn sie eine Ikone der Auferstehung Jesu „schreibt“, dann schreibt sie die Kraft der Auferstehung so in ihr Bild ein, dass die Betrachtenden sie spüren und aus dieser Kraft heraus leben können.

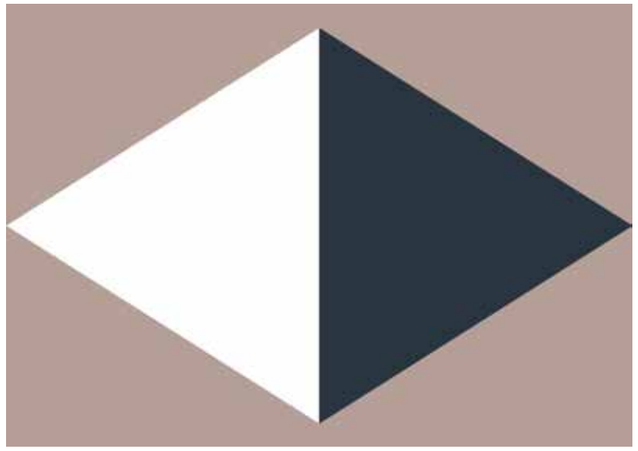
Cornelia Steinfelds Grafiken sind trotz ihrer strengen Elementatisierung auf einfachste Formen und wenige Farben eigentlich zeitgenössische Ikonen: Sie holen die ursprüngliche Kraft eines Ereignisses in das Bild herein, so dass die Leser*in sie beim Betrachten wieder spüren kann. Es entsteht eine neue Kraft, weil der Ausdruck in der Grafik neue Assoziationen freisetzt. Ein Beispiel: Eine Grafik in „Die Bibel in Formen und Farben“ zeigt unter einem breiten hellblauen Himmelsfeld zwei große bedrohliche dunkelblaue Wellen rechts und links. Sie wölben sich aber nicht gefährlich nach innen in die Bildmitte, sondern nach außen weg, so als wollten sie dem Raum in der Mitte Schutz geben. In der Mitte der beiden Wellen öffnet sich

ein Spalt, in dem der hellblaue Himmel einen braun-grauen Weg berührt, der von unten auf diesen Spalt zuläuft. Auf diesem Weg bewegen sich viele kleine und größere Punkte in Richtung Himmelsspalt. Jetzt habe ich bereits interpretiert, denn der Titel „Mose teilt das Meer“, und der Bibeltext aus Ex 14 daneben geben mir diesen Schlüssel zur Deutung mit. Die Grafik kann mich direkt in das Geschehen hineinnehmen: In den kleinen, schmalen Spalt, durch das die kleinen lebendigen Kreise wie Brausekugeln in Richtung Himmel aufsteigen. Mose streckt eigentlich nur seine Hand aus, aber Gott teilt das Meer, so dass in-



mitten von Wellen ein Spalt entsteht, in dem Leben möglich ist. Was Gott hier tut, tut er an vielen Stellen der Bibel, gleich am Anfang. Gott trennt die Chaoswasser, das darin Raum zum Leben entsteht, und er lässt so Wasser und Leben auf dem Trockenen nebeneinander entstehen. Cornelia Steinfelds Grafik lässt die Energie dieses Ereignisses lebendig werden für unser heutiges Ringen: Wird diese Generation die menschengemachten Dynamiken, die die Erde zerstören, mit Gottes Hilfe noch einmal bewältigen können, so dass allen Raum zum Leben bleibt?

Beim Betrachten der Grafiken werden die Lesenden in Steinfelds Büchern in einen Dialog zwischen Bibeltext und Bild hineingenommen. Dazu tritt dann noch jeweils als drittes der Impuls. Aus diesen dreien entsteht ein Kraftfeld, das den Bibeltext in die Erfahrungswelt der Leser*innen eintreten lässt. Zu dem Stichwort „Zuhören“ gehört etwa ein Bibeltext aus dem Buch der Sprichwörter: „Mein

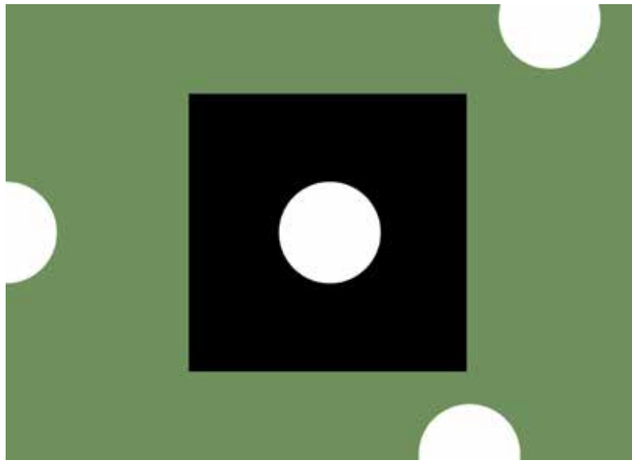


Sohn, achte auf meine Worte, neige dein Ohr meiner Rede zu! Lass sie nicht aus den Augen, bewahre sie tief im Herzen! Denn Leben bringen sie dem, der sie findet, und Gesundheit seinem ganzen Leib“ (Sprw 4,20–22) Zuhören erfordert nicht nur das Ohr, sondern eine innere Achtsamkeit des Herzens, die alle Sinne mitbestimmt. Der Bibeltext ist eine Mahnung eines Weisheitslehrers an seinen Schüler mit einem deutlichen hierarchischen Gefälle: Der Schüler, achtungsvoll „Sohn“ genannt, soll hören, der Lehrer spricht. Steinfelds Grafik aber drückt das Zuhören mit zwei gleichgroßen Dreiecken aus, einem weißen und einem schwarzen, die einander in der Mitte berühren. So bilden beide eine gemeinsame Form, ein Prisma. Zuhören ist – so der Impuls der Grafik – mehr als das passive Aufnehmen eines Hörenden. Es ist eine Kommunikation in der beide, die sprechende Person und die hörende Person, mit gleichen Teilen Anteil haben. Das sagt auch die Kommunikationsforschung: Zuhörende prägen durch ihr Zuhören die Rede der Sprechenden, geben ihr Leben und Gestalt. Im Impuls schreibt Berno Simon berührend von einem Gespräch mit seiner demenzkranken Mutter. Steinfeld erklärt: Man könnte das so deuten, dass das weiße Dreieck den Sohn präsentiert, der im Jetzt und bewusst lebt, und das dunkle die Mutter, deren Bewusstsein langsam dahindämmert. Der Impuls endet aber: „Sie ist meine Mutter, auch wenn sie es vergisst. Und das Herz wird nicht dement.“ Ihre Begegnung schenkt beiden trotz unterschiedlicher Achtsamkeit eine Gemeinschaft, die durch lange Jahre gegenseitigen Zuhörens gewachsen ist und sich dem Herzen nicht mehr nehmen lässt.

Auch da, wo die Gefühle der Trauer beklemmend sind und bleiben, zeigt sich in den Dreiklängen zu Steinfelds Grafiken denn auch oft ein Lichtblick, der Hoffnung machen kann. Die Grafik zu Einsamkeit zeigt vier weiße Punkte, drei am Bildrand gleichsam das Feld verlassend, einer eingeschlossen inmitten eines großen schwarzen Vierecks. Zum Grün drumherum hat der weiße Punkt in seinem schwarzen Kasten jeden Kontakt verloren. Als Bibeltext dazu hat Steinfeld die Angsteinsamkeit Jesu im

Die Grafiken sind eigentlich zeitgenössische Ikonen.

Garten von Getsemani ausgesucht (Mk 14,32–42). Grafik und Bibeltext beengen beim Anschauen und Lesen. Der Impuls dazu gibt ein Gespräch mit dem 9-jährigen Valentin Steinfeld wieder, und auf die letzte Frage „Was tust du denn, wenn du so fühlst“ erscheint da die Perspektive eines Auswegs: „Ich gehe zu Freunden oder zu dir und erzähle davon. Dann ist das Gefühl nicht mehr so doll.“



Die Deutungsoffenheit und -vielfalt der Dreiklänge von Bibel, Grafik und Impuls zu jedem Bibeltext, bzw. Stichwort ermöglichen die Bücher von Cornelia Steinfeld in vielen Feldern einzusetzen. Sie schenken Entdeckungsreisen in der Bibel genauso wie Wegbegleitung für Tauernde, Alltagsbewältigung für Seelsorgende wie neue Einblicke auch für Bibelprofis. Ebenso vielfältig sind ihre Bücher auch einsetzbar: als Gesprächanregung in Bibelkreisen und Trauergruppen, als didaktisches Material in Unterrichtseinheiten in Schule und Universität oder als Gedankenanregung für die Vorbereitung der Predigt. Die beiden Titel „Die Bibel in Formen und Farben“ und „Trauer in Formen und Farben“ hören sich nach dem Beginn einer Reihe an. Es wäre den beiden Büchern zu wünschen, wenn sie bald ein nächstes an ihrer Seite haben. Geneigte Leser*innen finden sie bestimmt.

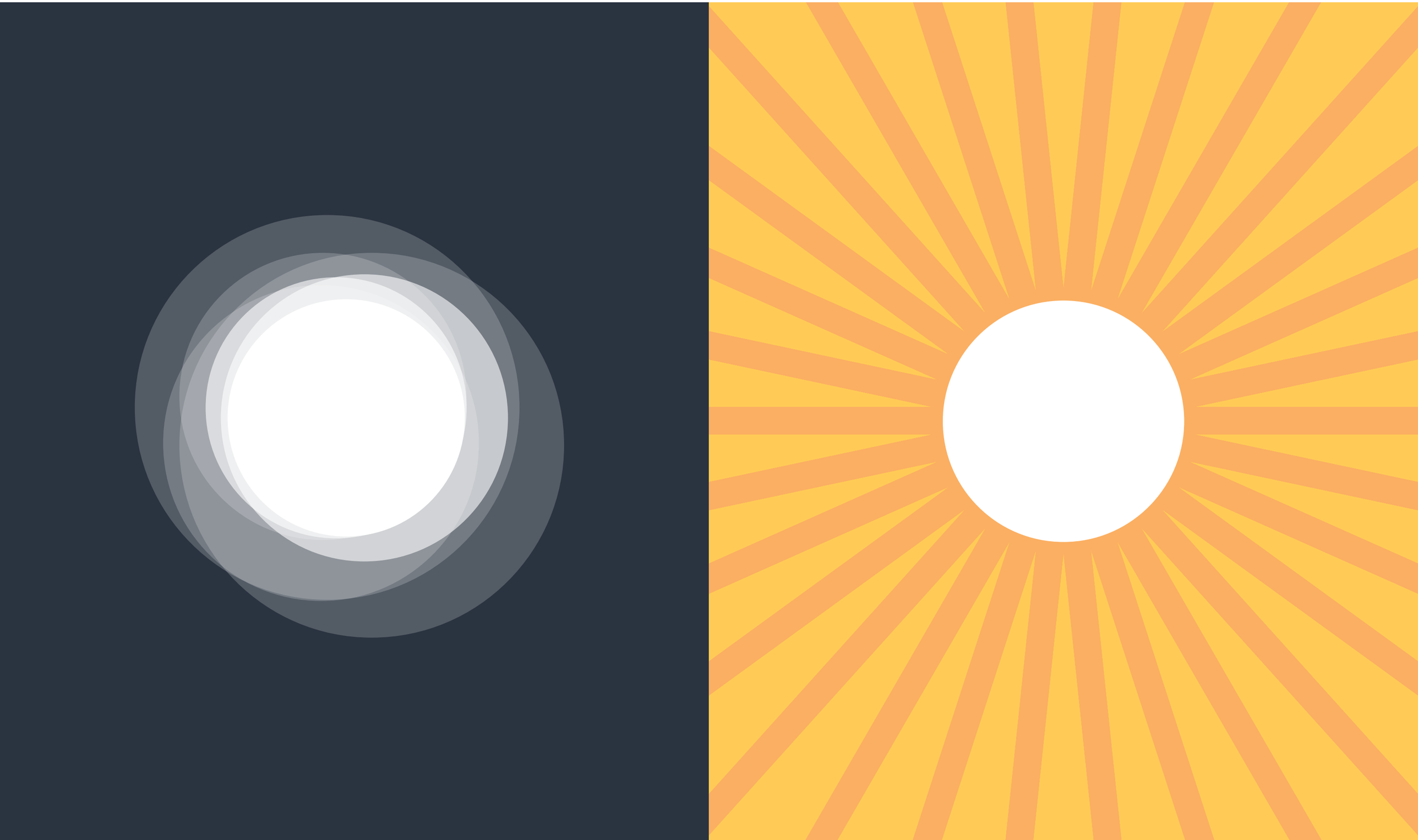
Zur Person
Ansgar Wucherpfennig SJ ist Professor am Lehrstuhl für Exegese des Neuen Testaments in Sankt Georgen.

ERKENNTNIS

Erster Korintherbrief 13,12

Jetzt schauen wir in einen Spiegel und sehen nur rätselhafte Umrisse, dann aber schauen wir von Angesicht zu Angesicht. Jetzt ist mein Erkennen Stückwerk, dann aber werde ich durch und durch erkennen, so wie ich auch durch und durch erkannt worden bin.

Erkenntnis, © Cornelia Steinfeld,
aus dem Buch „Trauer in Formen und Farben“



„Ich bin ein Kind des Konzils“

Pater Michael Sievernich SJ über die spezifische Mission der Christen

von Michael Frerichmann

Irgendwie kann Pater Michael Sievernich nichts mehr erschüttern. Den Eindruck macht er jedenfalls. Er hat Humor, kann über sich selbst lachen, ist lebensklug, hat viel gesehen und erfahren. Vielleicht liegt es auch daran, dass sie zu viert waren. Vier Brüder, die alle einen anderen Weg einschlugen und sonntags miteinander telefonieren. Der eine wurde Filmproduzent, der andere Museumsdirektor, wieder einer wurde … . Und er Priester. Michael Sievernich ist im Hessischen geboren, aber in Köln aufgewachsen und damit ein Quasi-Rheinländer. Nein, rheinländisch könne er nicht, sagt er. Von wegen.

Nach seinem Abitur im Jahr 1965 war Priester zu werden eindeutig eine Option für ihn. Aber: „Dann ist ja die Frage in welcher Form?“ Er entschied sich dagegen , Priester für ein Bistum zu werden, und trat gleich in das Noviziat des Jesuitenordens ein, damals noch in Ascheberg in Westfalen. Er studierte sechs Semester Philosophie in München und erlangte so sein Lizenziat in Philosophie. Danach begann das Studium der Theologie in Sankt Georgen, die Promotion machte er im westfälischen Münster.

Er solle „Pastoraltheologie in Frankfurt machen“, lautete hernach die Destination des Provinzials. Also ging Pater Sievernich nach Sankt Georgen, hier habilitierte er sich auch und hier hat er seinen Schreibtisch bis auf den heutigen Tag, hier entstehen seine Bücher. Es folgte „dann halt die Ernennung, so einfach geht’s! Zumindest aus dem Rückblick.“ Den Lehrstuhl für Pastoraltheologie hatte er für rund zwanzig Jahre in Sankt Georgen inne, zeitweise auch als Rektor der Hochschule. Eine Reihe von Jahren war er gleichzeitig Professor für Pastoraltheologie in Sankt Georgen und an der Universität Mainz und dies mit mehreren Lehraufenthalten in Mexiko und Buenos Aires.

Pater Sievernich wollte die Hochschule in das neue Jahrhundert führen. „Hab ich auch getan!“, sagt er. Eine prägende Erfahrung als Rektor waren die Festlichkeiten in der Paulskirche zum vierhundertsten Todestag von Petrus Canisius im Jahre 1997, bei der „wir alles aufgeboten [haben] was da war, vom Pater General bis zum Bundespräsidenten,“ alles, um den Menschen diesen großen Humanisten und Europäer näherzubringen.

Als Professor für Pastoraltheologie ist er der Frage nachgegangen: „Wie kann man Pastoraltheologie heute lehren? Welche zentralen Inhalte sind da fraglich?“ Daraus ergab sich für Pater Sievernich dann die Frage: „Was ist heute Gemeinde und wie funktioniert sie?“ Und: „Was hat das mit Sakramenten zu tun?“ Schlussendlich fragte er sich, wie denn Mission überhaupt funktionieren kann und sollte.

Christen haben eine spezifische Mission: „Nämlich das zu sagen, wovon ihr Herz voll ist“.

Mission war und ist immer schon ein kritisches Thema gewesen: „Darf man überhaupt missionieren?“ oder vielmehr, darf man „die Botschaft Jesu weitergeben“? Auch trotz der doch eher „unbeliebten“ Fragestellung lautet die Antwort für ihn - einfach ausgedrückt: „Jeder missioniert, ob das religiös ist oder nicht.“ Christen haben indes eine spezifische Mission: „Nämlich das zu sagen, wovon ihr Herz voll ist“. Diese Perspektive wurde für Pater Sievernich stark durch seine Erfahrungen und Forschungen in Argentinien, Mexiko und Kolumbien und die dort geknüpften Freundschaften zu Gläubigen innerhalb und außerhalb des Jesuitenordens beeinflusst. Unter anderem Jorge Mario Bergoglio, dem heutigen Papst Franziskus, den er im Hause Sankt Georgen bei seinem Vorhaben zu promovieren begleitet hatte. Eine Promotion, zu der es nie gekommen ist, weil auf den heutigen Papst schon damals andere Aufgaben warteten als Theologie als Wissenschaft.

Fotos: Uwe Dettmar

Wenn unsere Gesellschaften etwas brauchen, dann ist es das Christentum in seiner Vielfalt, in seiner Kraft, in seiner Ethik und in seinen Glaubensdingen.

Im Süden der Neuen Welt verfolgte P. Sievernich die Schriften und Denkweisen von Bartolomé de Las Casas, Francisco de Vitoria und der Geschichte der Kolonisation und Mission in Südamerika. Ihn faszinierte die Frage: „Wie haben die das in Lateinamerika damals gemacht? Mit welchen Methoden sind die vorangegangen?“ und ganz besonders „die wichtige Rolle der Sprache“.

Wenn Pater Sievernich in die eigene Kirche vor Ort schaut, sagt er schlicht: Ecclesia semper reformanda und meint, dass „es solche Reformtätigkeiten immer gebraucht“ hat. „Allerdings nicht die, von denen man dauernd meint, dass sie dran wären.“ Jedoch darf man kirchliche Fragen aus seiner Sicht nicht isolieren, denn „die Probleme, die die katholische Kirche im Moment in Deutschland hat, hat praktisch die ganze Republik.“ Wenig Nachwuchs und eine geringe Geburtenquote beispielsweise sind für Sievernich ein gesamtgesellschaftliches Problem. Jedoch haben die Kirchen „spezielle Probleme, die kommen noch hinzu“. Nach seiner Meinung haben sie „einen neuen Zugang zur Wirklichkeit“ nötig. Pater Sievernich ist überzeugt, „wenn unsere Gesellschaften etwas brauchen, dann ist es das Christentum in seiner Vielfalt, in seiner Kraft, in seiner Ethik, in seinen Glaubensdingen.“

Dem Reformprozess, in dem sich die Kirche befindet, steht er optimistisch gegenüber: „Ich habe die alte Zeit mitgemacht, die klassische Zeit der katholischen Kirche. Ich bin ein Kind des Konzils. […] Das hat mich sicher sehr geprägt.“ Er sieht viele Fragen der heutigen Zeit schon in dem Zweiten Vatikanischen Konzil vertreten und lädt dazu ein, das Konzil „unter der Folie der heutigen Probleme“ zu lesen. Dann werde man feststellen, „dass es darauf schon Antworten gibt“. Und gibt sich gelassen: „Man muss sehen, wie das weitergeht.“

Der nächsten Generation der Sankt Georgener Theologinnen und Theologen rät er: „Studieren Sie ganz ernsthaft Theologie, lassen Sie sich dabei nicht von eher marginalen Fragestellungen abbringen, sondern studieren Sie im ganz strengen Sinne Theologie und alle theologischen Fächer.“ Diesen Rat hat er auch parat: „Liebe Leute, ihr müsst unbedingt eine Zeit haben, mindestens ein halbes Jahr, besser ein Jahr, in dem ihr aus diesem ganzen Kram hier wegkommt und ins Ausland geht.“ Das Reflektieren über neue Erlebnisse ist Pater Sievernich für die eigene Theologie von entscheidender Bedeutung. Er sagt: „Komm mit den Erfahrungen des anderen Orts zurück und schau jetzt neu auf deine Situation und du wirst sehen: So habe ich früher nicht gedacht, jetzt denke ich anders.“

Zur Person
Michael Frerichmann ist Student im Magister-Theologie-Studiengang.

Bitte einmal ausfüllen!

Vincent Jünger, theologischer Referent des Rektors der Hochschule, stellt sich dem Fragenkatalog des GEORG.

Zum Frühstück... serviere ich meinen Töchtern Toast, Obst + Müsli

Mit 16 Jahren wollte ich... Medizin studieren und Arzt werden

Ich bin Christ, weil... der christliche Glaube frei macht und Hoffnung für die Zukunft gibt

Zur Zeit lese ich... leider zu wenig. Ansonsten zur Entspannung gern skandinavische Krimis

An Frauen (für Männer)/Männern(für Frauen) schätze ich... Ich schätze Personen aufgrund bestimmter Eigenschaften unabhängig von ihrem Geschlecht

Mein Lieblingsphilosoph/-theologe... Blaise Pascal (Pascalsche Wette)

Dem Papst würde ich raten, sich (weiterhin) gut beraten zu lassen ☺

Geld macht mich... finanziell unabhängig + ist damit notwendiges Mittel zum Zweck

Drei interessante Wörter: Zeitenwende, Notfallbetreuung, Eschaton

Kürzlich habe ich mich geärgert über... geschlossene Kinderbetreuungseinrichtungen

Ich vergesse die Zeit, wenn ich... mit meinen Freunden beim Eishockey bin

In der Zukunft träume ich davon... meine Töchter glücklich + geborgen aufwachsen zu sehen

Sankt Georgen ist für mich ... ein wichtiger biographischer Ort, der mir sehr am Herzen liegt

Studierenden in Sankt Georgen würde ich raten ... die Zeit des Studiums in Sankt Georgen + die vielfältigen Angebote der Stadt Frankfurt zu genießen

Wir brauchen die Natur auch, um gnadenhafte Momente zu erfahren.

Insel-Seelsorge zwischen Ebbe und Flut

Ein Interview mit Susanne Wübker

GEORG: Wie hat es Dich denn auf die Insel Langeoog verschlagen?
Susanne Wübker: In einem Gespräch hatte ich einmal erwähnt, dass ich mir durchaus auch Inselseelsorge vorstellen könne. Darauf sagte die Verantwortliche: „Dass Sie das jetzt sagen! Wir suchen händeringend jemand für Langeoog." Bis ich wirklich auf der Insel gestrandet bin, hat noch mal zwei Jahre gedauert, das war Anfang 2016.

Eine Insel stellt man sich als traumhaftes Ambiente vor. Hat die Seelsorge auf Langeoog ein besonderes Profil?
Schon von meinen früheren Arbeiten, in der Begleitung Studierender in Sankt Georgen, in der Hochschulgemeinde in Osnabrück und in der Klinikseelsorge, in einer psychiatrischen Klinik, war ich eine hohe Fluktuation gewohnt. Die ist auf einer Insel noch viel größer. Die Gemeinde, die sich zu den Gottesdiensten zusammenfindet, ist mindestens jede Woche eine andere. Die Leute geben sich im Grunde ständig die Klinke in die Hand, und zwar alle: die Mitfeiernden, die Priester, Kirchenmusikerinnen und -musiker, Ministrantinnen und Ministranten. Vor Ort selber gibt es wenige Menschen, die sich einbringen. Eine besondere Herausforderung ist deshalb, kontinuierliche Gruppen zu haben. Die Erstkommunion ist nur alle zwei Jahre, um überhaupt einen kleinen Jahrgang zusammenzubekommen. Bei dem letzten größeren Jahrgang war es so, dass von den fünf Familien am Anfang der Vorbereitung eine bei der Erstkommunion schon nicht mehr auf der Insel wohnte und zwei kurz darauf verzogen sind. Und ich hatte eigentlich gedacht, mit den Kindern eine Schola aufbauen zu können, weil die einfach super sangen. Aber das hatte sich dann erledigt, als nur noch zwei übriggeblieben waren. Noch extremer ist es mit der Jugendarbeit. Die Schule hier auf der Insel geht nur bis zur 10. Klasse, und danach steht eine Ausbildung an oder eine weiterführende Schule auf einem Internatsgymnasium gewöhnlich auf dem Festland. Dann sind die Jugendlichen weg. Dennoch: Wenn etwas spontan ansteht, gibt es auch eine hohe Motivation, mit anzupacken.

Wie viele einheimische katholische Christinnen und Christen gibt es denn ungefähr auf der Insel?
270 in etwa; das ist noch ein recht hoher Anteil. Die Insel hat etwa 1700 Einwohner, etwa 750 gehören zur evangelischen Gemeinde. Durch die bulgarischen und rumänischen Saisonkräfte gibt es auch einen großen Anteil an orthodoxen Christen, die sich aber nicht gottesdienstlich oder gemeindlich organisiert haben.

Die Inselbevölkerung lebt stark vom Rhythmus des Meeres?
Ja, Flut und Ebbe bestimmen den Tag. Die Saison startet an Ostern und geht bis zum Ende der Herbstferien. Meistens klappen hier Anfang November die Bürgersteige hoch. Insulaner und Insulanerinnen fahren dann in den Urlaub, sind entweder im November unterwegs oder im Januar.

Gehen die Insulaner auch an den Strand und schauen auf das Meer und die großen Schiffe, die vorbeifahren?
Ja, solange sie vorbeifahren und nicht brennen oder irgendwie Gefahr bergen. Leider passiert das ab und zu, wie bei dem brennenden Frachter an der holländischen Küste mit 3.700 Autos und vor vier, fünf Jahren als die Glory Amsterdam bei einer Sturmflut manövrierunfähig gewesen ist und auf den Oststrand von Langeoog zudriftete, da waren wir ziemlich in Sorge. Wenn etwas passieren würde, wäre das hier die Katastrophe. Und ich schreibe es unserem Kirchenpatron, dem heiligen Nikolaus zu, dass das bislang immer noch glimpflich ausgegangen ist.

Suchen Menschen in solchen Situationen die Kirche auf?
Insulaner eigentlich nicht. Aber was sie anspricht, sind die Kerzen in der Kirche. Vor allem in der Coronazeit, als die Menschen hier seit Jahren mal wieder an den Strand gegangen sind und die Schönheit ihrer Insel entdeckt haben, gab es immer ein ganzes großes Kerzenmeer an der Muttergottesfigur im Eingangsbereich, und viele Menschen tragen etwas ein in das Anliegenbuch, das dort liegt. Für mich ein schönes Zeichen, dass es einen Raum gibt für die Menschen in dieser Kirche.

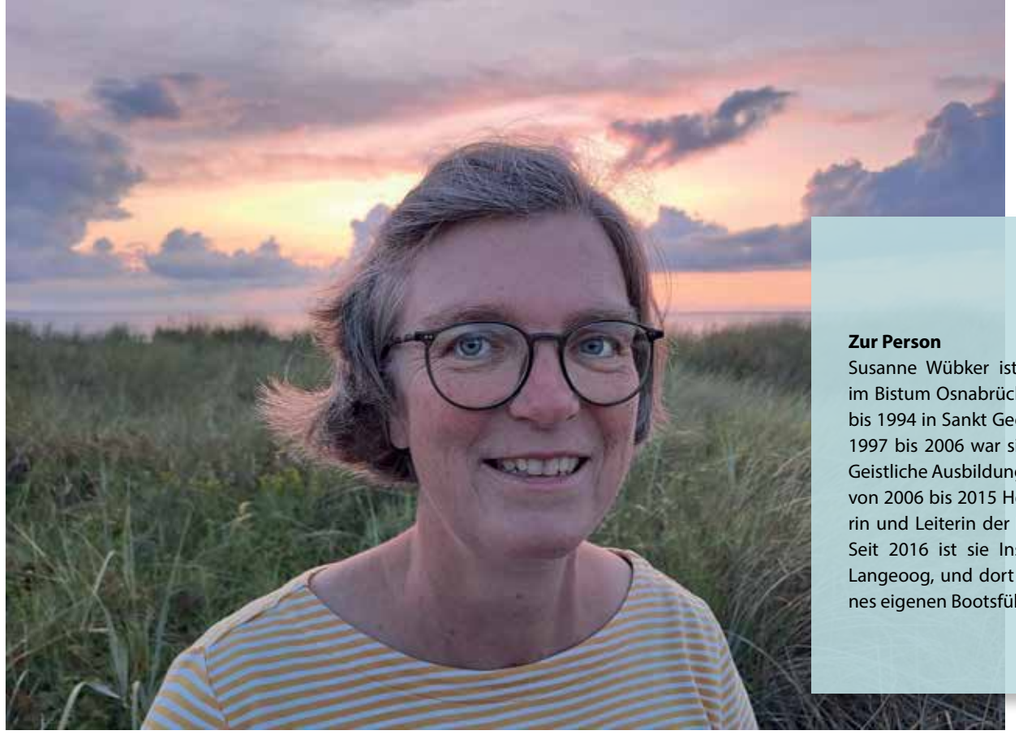
Die Urlaubsgäste auf der Insel kommen ja nicht in gewöhnlichen Alltagssituationen, sondern mit größerer Freiheit und Zeit. Mit der Möglichkeit zu träumen oder weiterzudenken, aber auch vielleicht mit ihren Ängsten anders konfrontiert und mit ihren Sorgen.
Gestern Abend kam ich erst kurz vor sechs auf die Insel zurück. Der Kurpastor war auch neu angereist, und es finden in der Kirche gerade Malerarbeiten statt – der Gottesdienst ist baustellenmäßig. Da waren vier Mitfeiernde da, alle miteinander verwandt, die meinten: Das Gottesdienstangebot ist ja ein Paradies hier. Ich gehe davon aus, dass wir sie auch in den nächsten Tagen wiedersehen. Mehrere Menschen spiegeln mir zurück: Wir kommen nach Langeoog, weil wir wissen, da ist um 19.00 Gottesdienst, jeden Abend. Das ist das ganz Normale und Durchgehende. Einmal im Monat haben wir seit einigen Jahren eine Taizéandacht. Da strömt es dann förmlich. Die Alltags-Abendgottesdienste sind in überschaubarer Zahl. In den Taizéandachten kommen viele Menschen, die einfach die Zeit nutzen, innezuhalten, die Gesänge zu genießen und in die Stille zu kommen. Da sind viele, die das kennen und schätzen und sich daran freuen, und auch welche, die ein erstes Mal sich darein trauen, und sie erleben dann getragen von den anderen eine wohltuende Atmosphäre. Manche sagen mir: Im Urlaub gehen wir in die Kirche, ansonsten haben wir keinen Bezug mehr dazu.

Gibt es für Dich besonders schöne Erlebnisse in der Seelsorge?
Oft hängt es auch mit der Musik zusammen. 2021 war das Instrument des Jahres die Orgel. Wir haben das aufgegriffen und haben immer am 21. eines Monats um 21 Uhr eine Orgelandacht gefeiert. Wir haben keine eigene Organistin oder einen Organisten, und wir haben dennoch immer Menschen gefunden, die sich hinter die Orgel gesetzt haben.
Seither führen wir das weiter, in diesem Jahr: „Acht nach Acht – Musikandacht", immer am Achten eines Monats. Neulich meldete sich ein Insulaner und hat gesagt, dass er bereit ist, die Andacht mit seinem Akkordeon zu gestalten, und das ist jemand, der Null mit Kirche zu tun und sogar schlechte Erfahrungen mit ihr gemacht hat. Ich hab mich gefreut wie Bolle. Jetzt feiern wir am 8. November mit ihm diese Andacht. Manchmal verschränkt sich unser Angebot für die Gäste eben auch mit den Einheimischen, und dann gibt es ein bewegendes Miteinander.

Also Musik und Religion bringen die Menschen zueinander in der Kirche auf Langeoog. Du hast auch Kinderliedermacher schon zu Gast gehabt?
Genau, alle Jahre wieder, Fredrik Vahle. Unsere Kirche Sankt Nikolaus hat eine fantastische Akustik, und ich finde es auch einen tollen Kirchbau. Das ergibt viele Möglichkeiten. Begonnen hat es mit einem Inselaufenthalt für Fredrik Vahles als Referent auf einer Gesundheitswoche, inzwischen gibt er nebenher zwei Konzerte, eines für Kinder am Nachmittag und eines für Erwachsene am Abend.

Wenn ich mit anderen spreche, bekomme ich mit: Susanne Wübker und Langeoog ist inzwischen schon für viele ein Begriff. Bist Du auch schon mal Frau Pastorin genannt worden?
Ja, bis hin zu Dankesanzeigen nach Trauerfeiern. Die Menschen können das nicht mehr so ganz auseinanderhalten. Seit ich hier bin, bin ich das Gesicht für die katholische Kirche auf der Insel. Und nach katholischen Trauerfeiern habe ich dann schon in der Zeitung gelesen: Wir danken Frau Pastorin Susanne Wübker.

Ist das nicht ein Argument, dass es endlich soweit ist, auch Frauen als Pfarrerinnen in der katholischen Kirche zuzulassen?
Mit meiner Ernennung zur Pfarrbeauftragten habe ich de facto das Pfarramt inne, ohne die Sakramente spenden zu können. Ich finde es eine gute Regelung, dass regelmäßig Priester als Kurpastoren da sind, und wir Dinge gemeinsam gestalten und angehen können. In der Wahrnehmung der Menschen ist es anders. Im Sommer war hier eine Hochzeit, und mehrere haben mich gefragt: Warum kannst Du die beiden denn nicht trauen?
Das wird jetzt auch noch mal spannend. Der evangelische Pfarrer ist verabschiedet worden, und ab Februar kommt eine neue evangelische Pastorin. Wir werden auch gemeinsam ökumenische Gottesdienste feiern. Da wird man sehen, ob es dann noch mal eine genauere Unterscheidung braucht. Beim ökumenischen Hafengottesdienst zum Tag der Seenotretter hatte ich vor einigen Jahren die Predigt, auch der evangelische Pfarrer und der katholische Kurpastor haben mitgefeiert, aber hinterher kamen viele, evangelische und katholische, zu mir und haben mir gesagt: Es war toll, dass Du als Frau gesprochen hast.



Zur Person
Susanne Wübker ist Pastoralreferentin im Bistum Osnabrück. Sie hat von 1989 bis 1994 in Sankt Georgen studiert. Von 1997 bis 2006 war sie Mentorin für die Geistliche Ausbildung in Sankt Georgen, von 2006 bis 2015 Hochschulseelsorgerin und Leiterin der KHG in Osnabrück. Seit 2016 ist sie Inselseelsorgerin auf Langeoog, und dort auch Besitzerin eines eigenen Bootsführerscheins.

Hat das denn noch weitere Folgen?
Ich glaube, es wäre für die hiesige Inselsituation einfach gut, wenn es die Öffnung des Weiheamtes für Frauen gäbe. Ich fände das schlüssig, aber ich kämpfe mich nicht daran ab. Es wird zum Beispiel im Bistum Osnabrück eine Beauftragung zur Taufe vorbereitet. In dem Vorbereitungskurs sind Ehrenamtliche, die schon länger mit Taufkatechese und Taufvorbereitung zu tun haben, und Hauptamtliche, die auch Pfarrbeauftragte sind. Ich mache diesen Kurs mit, aber (zögert) … das sind meinem Eindruck nach Krückstöcke, bei denen ich mir nicht sicher bin, ob sie wirklich hilfreich sind. Also, ob es nicht theologisch sinnvoller wäre zu sagen, das Weiheamt wird für Frauen geöffnet, als so scheibchenweise eine Taktik zu fahren, von der ich Angst habe, dass die Sakramentalität von Kirche aushöhlt.

Ich komme noch einmal zurück zum Thema Natur: Wie lange kann man auf Langeoog baden? Jetzt noch?
Auch jetzt noch. Ja. Ich gehe sogar das ganze Jahr hindurch baden, aber werde von manchen auch etwas schräg dafür angeguckt.

Ok, das ganze Jahr über. Das heißt: auch im Dezember noch.
Auch im Dezember noch. Ich bin Meer-begeistert und kein Frostköttel. Deshalb ist das für mich nicht so ungewöhnlich. Und es gibt auf Langeoog ein Allerheiligen-Schwimmen. Das beginnt am Ersten November möglichst bei auflaufendem Wasser mit einer Begrüßung durch die Bürgermeisterin an der Lale-Andersen-Statue, danach gemeinsames Pilgern zum Strand und dann die Gaudi, ins Wasser zu springen. Das ist natürlich kein langes Schwimmen, sondern eher eine Fete. Hinterher gibt es eine Bratwurst, heißen Kakao oder auch Grog. Und es ist für einen guten Zweck.

Ist die Verbindung zwischen Mensch und Natur auf der Insel deutlicher spürbar als hier in einer Großstadt wie Frankfurt? Hast Du den Eindruck, das hat Rückwirkungen auf die Beziehung zu etwas Unverfügbarem, oder sogar konkreter auf die Beziehung zu Gott.
Für mich habe ich viel noch mal an dem Wort von Thomas von Aquin neu entdeckt: Gnade setzt die Natur voraus. Das heißt doch, dass wir die Natur auch brauchen, um gnadenhafte Momente zu erfahren. Das erlebe ich meinetwegen, wenn ich meditative Strandgänge anbiete, oder Inselgänge mit Psalmen oder auch Trauergänge. Es gibt ja auch Trauersituationen … Manchmal lese ich in dem Anliegenbuch in der Kirche: „Im vergangenen Jahr war ich noch mit Dir hier." Ich glaube schon, dass es hier auf der Insel eine besondere Wahrnehmung gibt. Es braucht aber schon auch eine irgendwie gearteteGottesbeziehung, um das mit dem Unverfügbaren in Verbindung zu bringen.

Das Gespräch führte Ansgar Wucherpfennig SJ.

Zur Philosophie der Befreiung

Warum man die Wahrheit der Religion nicht ohne Liebe begreifen kann.
Theologische Gedanken zu Christoph Menkes Theorie der Befreiung.

von Sarah Rosenhauer

Zwischen Natur und Gesetz

Wir leben, so die Diagnose, mit der Christoph Menke seine Philosophie der Befreiung eröffnet, in einer Zeit gescheiterter Befreiungen. „Alle Befreiungen, die die Moderne seit ihrem Anfang hervorgebracht hat, haben sich – früher oder später – ins Gegenteil verkehrt. Sie haben neue Zwänge, neue Ordnungen der Abhängigkeit und Knechtschaft hervorgebracht.“[1] Regime der Selbstdisziplin, Generalisierung ökonomischer Marktlogik und Kolonialismus sind die Kehrseite emanzipativer Befreiungsbewegungen.

Der Grund dieser Verkehrung liegt darin, dass diese Befreiungen den grundlegenden Mechanismus der Unfreiheit unangetastet lassen. Und der liegt in der Sittlichkeitsform als solcher. Darin, dass wir uns gesetzesförmig auf uns selbst und die Welt beziehen, wenn wir sittliche Subjekte sind. Eine Befreiung, die ihren Namen verdient, darf nicht nur darauf zielen, das Gesetz zu verändern – es besser, gerechter, inklusiver etc. zu machen. Sie muss uns aus dem Gesetz, aus einer gesetzesförmigen Freiheit, herausführen. An die radikale Wurzel alles Werdens: zu einer Freiheit, die nicht sittlich geformt, vergemeinschaftet, habituell genormt ist, sondern völlig unbestimmt.

Menke diskutiert drei Wege, die aus dem Gesetz zum radikalen „Nullpunkt der Freiheit“[2] führen: Ökonomie, Religion und Ästhetik. Die Antworten, die Ökonomie und Religion auf die Frage danach, was uns aus der Sittlichkeit befreit, geben, scheinen zunächst sehr gegensätzlich zu sein: Ökonomisch gedacht ist Freiheit vollkommene, uneingeschränkte Selbstbestimmung. Sie besteht darin, sein:e eigene:r Herr:in zu sein, von nichts und niemandem abhängig zu sein, die Verwirklichung der eigenen Setzungen – Interessen, Bedürfnisse, Ideen – über jede soziale Norm zu stellen. Die Befreiung aus der Sittlichkeit gelingt so – ökonomisch gedacht – durch eine Rückkehr zur Natur: zu dem Selbstbehauptungswillen, dessen Impulse wir zugunsten sozialer Rücksichtnahme einzuschränken gelernt haben.

Die Antwort der Religion scheint dem genau entgegengesetzt. Religiös gedacht besteht Freiheit nicht in Selbstbehauptung, sondern im Selbstverlust: Die wahre Freiheit besteht im Gehorsam, im Gehorsam gegen das unbedingte Gebot Gottes. Wir werden frei von den Vorgaben der Sittlichkeit, so verspricht die Religion, indem wir uns einem anderen, höheren Gebot unterwerfen, das jede soziale Norm grundsätzlich relativiert und das uns von autonomen Machern zu Hörenden macht.

Beide Modelle haben ihre Wahrheit. Und diese Wahrheit besteht darin, dass sie uns zum Nullpunkt der Freiheit führen: Die Ökonomie führt uns bis zum Nichts der reinen Spontaneität, der willkürlichen Bestimmungsmacht durch uns Selbst. Die Religion führt uns zum Nichts der bloßen Rezeptivität: der reinen Bestimmbarkeit durch ein Anderes unserer Selbst.

Doch beide Modelle scheitern. Ihre Unwahrheit besteht darin, dass sie falsch – weil einseitig – mit dem Nichts der Freiheit umgehen. Das ökonomische Modell setzt die Willkür – eine bloß naturhafte Form von Freiheit – absolut. Freiheit regrediert so zur schlechten Unendlichkeit der Selbststeigerung und Bedürfnisherrschaft: Um uns, bar jeder positiven Bindung, gegen das Nichts am Grund unserer Freiheit zu behaupten, müssen wir uns immer wieder neu setzen, immer wieder neu, besser, stärker, intensiver hervorbringen. Das religiöse Modell scheitert, wiederum entgegengesetzt, daran, dass es das unbedingte Gebot, das uns in unserer unendlichen Bestimmbarkeit adressiert, ohne etwas Bestimmtes vorzugeben, immer schon in eine Ordnung des Gesetzes übersetzen muss. Wir werden von Hörenden zu Gehorchenden, von unbedingt Angerufenen zu Empfängern einer bestimmten Botschaft. Die Ökonomie setzt an die Stelle des Nichts die willkürliche Selbstsetzung, die Religion setzt an die Stelle des Nichts den gebietenden Ruf Gottes.

Die große Frage, die Menkes Theorie der Befreiung stellt, ist so, wie wir mit dem Nichts der Freiheit so umgehen können, dass wir sie vor den Fliehkräften der Natur und des Gesetzes – der inneren Heteronomie der Bedürfnisherrschaft und der äußeren Heteronomie normativer Vorgaben – bewahren können.

Menkes Vorschlag lautet: Wir müssen Befreiung ästhetisch denken und praktizieren. Die ästhetische Erfahrung der Faszination befreit uns aus dem Gewohnheitstrott unserer sittlichen Existenz, in dem alles, was wir denken und tun immer schon vorgegeben ist, dazu, ganz neu zu sehen und ganz neu anzufangen. Sie befreit uns aus der Gesetzesform zur Spontaneität und Kreativität.

Doch ist die ästhetische Alternative tatsächlich alternativlos? Ich möchte im Folgenden dafür plädieren, das religiöse Befreiungsmodell nicht zu schnell als gescheitert zu betrachten. Meine These ist, dass die Gleichung von Gebot und Gehorsam oder Ruf und Hören nicht hinreichend erfasst, worin Befreiung im religiösen Sinn besteht. Denn diese Gleichung lässt eine Prämisse außen vor, die für die Religion entscheidend ist und die die gesamte Logik der religiösen Befreiungsbewegung verändert. Und das ist das Vorzeichen der Liebe.

Der Exodus aus dem Gesetz: Befreiung zum Hören

Menke beschreibt die religiöse Befreiung durch die Gleichung von Gebot und Gehorsam. Ihre paradigmatische Formulierung findet sie in der biblischen Exoduserzählung. Sie erzählt mit dem Auszug aus Ägypten den Auszug aus einer herrschaftsförmigen Sittlichkeit, aus einer Existenz unter der Macht des Gesetzes durch die Führung Gottes.

Die wesentlichen Momente dieser Befreiung vom Gesetz durch Gott finden sich in der Berufungsszene des Moses am brennenden Dornbusch.

Vor seiner Befreiung war Mose ein Ägypter. Er ist am ägyptischen Königshof aufgewachsen und sozialisiert. Moses Ägypter-Sein steht für sein Subjektsein. Als Ägypter oder Subjekt lebt Mose unter dem Gesetz. Er ist in seinem Urteilen und Handeln ganz durch die sittliche Ordnung Ägyptens bestimmt. Er befolgt das Gesetz dabei nicht aus Zwang, sondern freiwillig. Die Macht des Gesetzes – des ägyptischen und des Gesetzes allgemein – gründet nicht in Gewalt, sie liegt in seiner Autorität. Wir erkennen sie freiwillig an, weil uns das Gesetz einen Wert und Status verleiht. „Die Anerkennung der Autorität beruht auf der Anerkennung durch die Autorität; sie wird anerkannt, weil sie anerkennt.“ (S. 400) Die Macht des Gesetzes besteht in seiner existenziellen, rechtfertigenden Funktion.

Und sie besteht in ihrer praktischen, subjektivierenden Funktion: Die Macht des Gesetzes liegt darin, dass es uns ermächtigt, dass es uns zu mächtigen Subjekten macht, indem es uns bestimmt. In der Verwirklichung des Gesetzes werden wir uns unserer Fähigkeit zur Autonomie – zum Handeln nach Regeln – bewusst. Das Gesetz vermittelt Subjektivität in Form von Könnensbewusstsein.

Damit ist Schluss, als Gott ins Spiel kommt. Er erscheint Mose und ruft ihn beim Namen: „Mose! Mose!“ Und Mose sagt: „Hier bin ich“. Mose wird vom Subjekt zum Hörenden. Und es ist diese „Konversion des Selbst“ (382), die ihn befreit.

Der Ruf Gottes befreit Mose von der Macht des Gesetzes, indem er ihn de-subjektiviert. Denn an die Stelle des Gesetzes, in dessen Anrufung wir uns als vermögende Subjekte konstituieren, setzt er das Gebot. Das Gebot gibt nicht etwas Bestimmtes, eine bestimmte Forderung vor, es ist unbedingt: bloßer Anspruch. Entsprechend ist es unmöglich, das unbedingte Gebot, seine unbedingte Forderung zu erfüllen, sie in ein bestimmtes Handlungsprogramm zu übersetzen und sich in seiner Anerkennung als vermögendes, handlungsmächtiges Subjekt, als Macher zu erweisen. Das Gebot ist nicht anerkennend. Es ist überfordernd. Seine Wirkung ist nicht eine Steigerung des Könnens (also: gesteigerte Subjektivität), sondern „Könnensscham“ (412): ein Bewusstsein des Nicht(s)könnens.

Und genau darin ist der Ruf Gottes befreiend: Er befreit uns davon, Könner – Subjekte, Macher – zu sein und macht uns zu Hörenden. Es konstituiert ein Selbst, das nicht urteilt und macht, sondern hört, ein Selbst der Empfänglichkeit und Bestimmbarkeit.

Die Sehnsucht nach den Fleischtöpfen Ägyptens – das Gesetz kehrt zurück

Doch so linear funktioniert der Auszug aus Ägypten, die Etablierung einer post-sittlichen, post-subjektiven Freiheit nicht. Das Volk, das Gott durch die Wüste führt, will zurück zu den Fleischtöpfen Ägyptens. Und zwar nicht, so Menke, weil es dumm oder faul wäre – zu dumm und zu faul für die wahre Freiheit.

Das Problem besteht darin, dass das Gebot das Hören in Gehorsam kippen lässt – und sich so selbst vergesetzlicht. Es bleibt in der Exodusgeschichte nicht bei der bloßen Anrede durch Gott, beim unbedingten, inhaltslosen Gebot, zu hören. Schon am Vorabend des Auszuges aus Ägypten gebietet Gott, den Tag des Auszugs aus Ägypten zu erinnern. Das Gebot, zu erinnern hat einen Inhalt. Es artikuliert eine bestimmte Forderung. Und wird damit wieder zum Gesetz: „Gottes gebietendes Sprechen wird ge-

nau dadurch gesetzlich, dass es vom Faktum zum Diskurs, von dem Dass der Anrede zum Was der Rede übergeht.“ (434) Durch diesen Schritt vom inhaltslosen Gebot, zu hören (dem Gebot, das uns nichts vorgibt, das uns nur zu Hörenden macht), zum Gebot, zu erinnern (einem Gebot, das etwas Bestimmtes vorgibt und uns damit zu Gehorchenden macht), wird das göttliche Gebot selbst autoritär. Das befreiende Gebot kippt ins beherrschende Gesetz.

Diese Aporie der Vergesetzlichung ist die Grundaporie der Religion: Im Versuch, die befreiende Anrede Gottes zu konservieren, übersetzt sie sein unbedingtes Gebot in eine gesetzliche Ordnung der Vorschriften und Wahrheiten – und „hört damit auf, das Gebot der Befreiung zu sein; denn das Gebot befiehlt und vollzieht – beides in einem – die Befreiung nur, indem es die Form des Gesetzes durchbricht. Durch seine Vergesetzlichung [...] beraubt es sich seiner befreienden Kraft“ (433).

Um aus dieser Aporie herauszukommen, muss man hinter den Gehorsam zurück zum bloßen Hören. Und das ist, so Menke, innerhalb der Religion nicht möglich. Es gibt eine Vorgeschichte religiöser Befreiung, die aus der Religion herausführt – oder: die Religion macht eine Voraussetzung, die selbst nicht religiös, sondern ästhetisch ist. In der Religion kippt die reine Bestimmbarkeit des Hörens in Gehorsam. Sie in ihrer Reinheit zu bewahren, erfordert sie ästhetisch zu denken und zu praktizieren.

Ich möchte im Folgenden der Frage nachgehen, ob sich die religiöse Befreiungsgeschichte und ihr aporetisches Ende nicht auch anders fortsetzen lässt. Nämlich durch eine Vorgeschichte der Gebots-Befreiung oder der Gebots-Religion, die nicht aus der Religion heraus, sondern noch tiefer oder: überhaupt erst richtig in sie hineinführt.

Vor dem Nullpunkt: die Liebe als Prinzip

Diese Vorgeschichte begegnet einerseits (als Vorgeschichte auf der Ebene der erzählten Zeit) im Buch Genesis. Hier wird der Anfang der Welt in Form einer normativen Ätiologie erzählt: Es geht nicht um eine Chronologie des Faktischen, sondern um eine Bewertung dessen, was ist. Der Anfang ist Prinzip. Er bildet das normative Vorzeichen, das vor allem steht, was ist und wird.

Durch das Vorzeichen der Liebe sind wir immer schon anerkannt. Unabhängig von Leistung, sozialem Status und Identität.

Und am Anfang steht nicht ein Gebot, sondern eine Zusage. Am Anfang steht, so lässt sich Gen 1 lesen, das schöpferische und lebensschaffende Ja Gottes, das der Grund dafür ist, dass überhaupt etwas ist. Gott ruft die Welt und alles Leben in ihr ins Dasein, weil er sie will. Am Grund alles Lebens steht das „Du sollst sein“ Gottes.

An dieser Zusage hält Gott fest – und uns so im Leben: Die Liebe Gottes gibt uns Lebensatem (vgl. Gen 2,7; Ps 33,6), aus bloßer Materie macht sie Leben (Ps 104,29) und holt, was versteinert und tot ist, zurück in Lebendigkeit und Freiheit (Ez 36,24).

Die Liebe ist das Vorzeichen, das vor allem steht: dass Gott uns ins Dasein gerufen hat und im Dasein hält, weil er will, dass wir sind und nicht nicht sind. Vor dem Gebot kommt die Liebe. Und dieses Vorzeichen ändert alles, was danach kommt: Sie gibt dem Selbst einen Grund, der es freisetzt, statt es – autoritär oder gebietend – zu bestimmen. Und sie gibt dem Gesetz einen Grund, der es innerlich transformiert – von einer äußeren Vorgabe zu einem Medium der Selbstverwirklichung.

Bild: generiert mit Microsoft Bing

„Du sollst sein" – Eine andere Konversion des Selbst

Das Vorzeichen der Liebe unterläuft die Alternative von Gesetz und Autonomie auf der einen und Gebot und Gehorsam auf der anderen Seite (und damit auch ihren aporetischen Zusammenhang).

Wie das Gebot befreit uns die Liebe von der Macht des Gesetzes. Aber nicht, indem sie uns durch eine unbedingte und damit prinzipiell überfordernde Forderung Könnensscham vermittelt und de-subjektiviert, sondern indem sie uns von der existenziellen Abhängigkeit vom Gesetz befreit.

Das Ja der Liebe ist, wie das Gesetz, anerkennend. Während die Anerkennung durch das Gesetz aber bedingt ist,

Die Liebe bildet zur Freiheit. Wer liebt ist kein:e Herr:in, weder über andere, noch über sich selbst. Zugleich kann wer liebt niemals Knecht:in werden.

die Anerkennung von dem Erbringen bestimmter Leistungen – dem Erfüllen des Gesetzes in unserem Urteilen und Handeln – abhängig macht, ist die Anerkennung der Liebe unbedingt: Durch das Vorzeichen der Liebe sind wir immer schon anerkannt. Unabhängig von Leistung, sozialem Status und Identität. Gott, so heißt es in der Bergpredigt, „lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte" (Mt 5,43). Das prinzipielle Ja – unsere Rechtfertigung – geht allem, was wir tun und werden, voraus. Es ist ungeschuldet: reines Geschenk. Die Liebe ist so, wie das Gebot, unbedingt – und relativiert damit unser Machen. Aber nicht, indem sie uns beschämend überfordert, sondern im Gegenteil, indem sie unser Machen davon befreit, unseren Wert begründen und hervorbringen zu müssen.

Dadurch bewirkt das Vorzeichen der Liebe eine Transformation des Gesetzes, indem es die konstitutive Funktion, die das Gesetz für den normativen Status des Selbst innehat, verändert, die dem Gesetz (über seine faktische Geltung hinaus) unbedingte Autorität verleiht: Das geliebte Selbst braucht die Anerkennung durch die Autorität nicht, um in seinem Wert bestätigt zu sein, um zu gelten. Das Vorzeichen der Liebe – des unbedingten Ja Gottes als Grund unserer Existenz – führt zu einer existenziellen Transformation des Gesetzes: Es verliert seine existenzielle Funktion, die Legitimität unserer Existenz begründen zu müssen.

Damit verbunden ist eine Konversion des Selbst, dessen Vollzüge durch die Liebe einer neuen Logik verpflichtet sind. Sowohl Gesetz als auch Gebot sind, wenn auch entgegengesetzt, der gleichen Logik: der Logik des Imperativs verpflichtet. Das Gesetz adressiert das Selbst durch eine bestimmte Forderung als Subjekt: als einen Könner, der das Vermögen autonomer Verwirklichung des Gesetzes besitzt, und schreibt das Selbst so in das Gesetz ein. Es gewährt ihm eine Freiheit – die Freiheit des Könnens – in deren Verwirklichung sich das Selbst dem Gesetz unterwirft. Das Gebot dagegen adressiert das Selbst durch eine unbedingte (Über)Forderung, die es als Nicht(s)könner konstituiert und so zu einem Hörenden (und dann: Gehorchenden) macht. Die Logik des Imperativs, der sowohl Gesetz als auch Gebot unterliegen, ist eine Logik des Forderns. Sie macht ihre Adressaten zu Unfreien, weil unter der Macht eines Anspruchs Stehenden: zu Normbefolgenden und Gehorsamen. Die Liebe unterläuft den unfreien Gegensatz von Bestimmen und Bestimmtwerden, denn sie funktioniert nach einer anderen Logik als die des Imperativs. Sie fordert weder etwas Bestimmtes, noch etwas Unbedingtes. Sie fordert nichts, sie sagt nur Ja. An die Stelle einer Logik des Imperativs setzt sie eine Logik des Indikativs. Sie fordert nichts von unserer Freiheit, sondern sagt Ja zu ihr. Sie setzt sie frei.

Die Logik des Indikativs gibt der Freiheit (und damit dem Selbst) so eine neue Form. An die Stelle herrschaftsförmigen Bestimmens tritt die wechselseitige Anerkennung. Sie zielt nicht darauf, den anderen zu bestimmen, sondern ihn sein zu lassen, ihn zur Freiheit, zu freier Selbsttätigkeit freizusetzen. Die indikativische Logik der Liebe unterläuft die Logik der Herrschaft, weil die Relationen, die in Liebe gründen, nicht dem Herr-Knecht-Schema unterliegen, in dem einer bestimmt und der andere bestimmt wird. Im Reich Gottes gibt es weder Sklaven noch Freie (vgl. Gal 3,28).

Der Fehler des Gehorsamsmodells der Befreiung besteht so darin, dass es die Befreiung durch Gott innerhalb der gleichen Logik denkt, wie die Befreiung durch das Gesetz – die Logik des Imperativs. Dadurch kippt die Freiheit des Hörens in Gehorsam. Die Liebe befreit vom Gesetz dagegen nicht durch die Überbietung seines Anspruchs, durch die Steigerung des Imperativs zum Hyperimperativ, sondern eine Überwindung seiner Logik.

„Du sollst den Herrn Deinen Gott lieben" – eine innere Transformation des Gesetzes

Indem sie die Logik von Herrschaft und Knechtschaft unterläuft, zielt die radikale Befreiung durch Liebe nicht auf einen Auszug aus der Sittlichkeit, eine bloße Negation des Gesetzes, sondern bewirkt eine innere Transformation der Sittlichkeit.

Der Indikativ göttlicher Liebe ist zunächst bloße, nichts fordernde, nichts vorschreibende oder festsetzende Zusage. Doch ist diese indikativische Zusage nicht ohne normative Implikation.

Auch der durch Schöpfung und Geistgegenwart begründete Indikativ der Liebe – das unbedingte Ja Gottes am Grund allen Seins – findet seinen religiösen Niederschlag in einem Gebot: „Du sollst Gott, den Herren, lieben" (Dtn 10.17-20). Es ist, so Jesus (in affirmativem Aufgriff, nicht in triumphalistischer Überbietungshaltung, die das christliche Selbstbewusstsein als erfüllende „Religion der Liebe" im Unterschied zur bloß verheißenden jüdischen „Religion des Gesetzes" leider häufig und zu Unrecht gekennzeichnet hat), das höchste Gebot: „Das höchste Gebot ist das: ‚Höre, Israel, […] du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und mit all deiner Kraft' (Dtn 6,4-5). Das andre ist dies: ‚Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst' (Lev 19,18). Es ist kein anderes Gebot größer als diese beiden." (Mk 12,29-31)

Das doppelte Liebesgebot ist die Antwort auf die unbedingte Zusage Gottes, die am Grund unseres Daseins und unserer Freiheit steht. Es ergibt sich, wie das Gebot der Erinnerung im Gehorsamsmodell, aus der inneren Logik einer als Liebe verstandenen und vollzogenen Befreiung. Denn Liebe erschöpft sich nicht im Empfangen einer Zusage. Reduziert man sie auf den monologischen Genuss des Geliebtwerdens, so geht sie ein, wird vom Freiheitsgeschehen zu natürlicher Bedürfnisherrschaft. Liebe ist auf Wechselseitigkeit ausgerichtet, auf die Verantwortung dessen, was einem geschenkt wurde. Und die Liebe zu verantworten bedeutet, sie zu erwidern: das Ja, das einem geschenkt wurde, anderen zuzusprechen. Erst durch die liebende Verantwortung der mir geschenkten Liebe mache ich sie wahr: mache ich sie zum Grund meiner Freiheit.

Deshalb ist das Liebesgebot das erste, das höchste Gebot. Es fordert zur Verantwortung, zum Ergreifen des Geschenks, das am Grund unseres Seins und unserer Freiheit steht. Es zielt damit auf eine innere Bewahrheitung, nicht auf eine äußere Einschränkung unserer Freiheit.

Und es ist das einzige Gebot. Nicht in dem Sinn, dass das Gesetz nicht mehr gilt, dass es keiner sittlichen Ordnung mehr bedürfe. „Bis der Himmel und die Erde vergehen, soll auch nicht ein Jota oder ein Strichlein von dem Gesetz vergehen, bis alles geschehen ist." (Mt 5, 18) Doch das eine Gebot der Liebe steht vor bzw. über der Vielzahl der Gesetze. Der Indikativ ist der Grund des Imperativs: „wer den anderen liebt, hat das Gesetz erfüllt" (Röm 13,8). Das Gesetz muss der Liebe dienen. Denn ohne die Liebe sind alle guten Werke „nichts nütze" (1Kor 13,2). Und für den, der liebt, gilt, frei nach Augustinus: Tue, was du willst.

Das indikativische Vorzeichen der Liebe ist so zugleich Befreiung vom Gesetz und Befreiung zum Gesetz. Es ist Befreiung vom Gesetz als einer äußeren, unsere Freiheit einschränkenden Vorgabe. Das Gebot, Gott zu lieben, ist nicht eine äußere Beschränkung unserer Freiheit – es ist die innere Bewahrheitung ihres Grundes. Darin liegt die fundamentale Transformation des Gesetzes durch das Vorzeichen der Liebe: Die Liebe befreit uns nicht nur vom Gesetz, indem es seine existenzlegitimierende Autorität verliert, indem sie uns also existenziell unabhängig macht von seinen Vorgaben. Die Liebe führt, noch fundamentaler, dazu, dass das Gesetz seine Äußerlichkeit verliert. Es wird von einer äußeren, unsere Freiheit einschränkenden (und deshalb überhaupt erst existenzieller Autorität bedürftigen) Vorgabe zum Moment unserer Selbstverwirklichung – unserer Selbstverwirklichung nicht als sittlich genormte Subjekte, sondern als freie. Das der Liebe dienende Gesetz ist nicht Herrschafts-, sondern Freiheitsmedium.

Die Liebe führt nicht aus dem Gesetz heraus, sie stellt sich ihm nicht entgegen, sondern begründet es neu: Sie stellt es auf einen Grund, der jede Herrschaftsordnung sprengt. Denn sie ruft unsere Freiheit aus einer Logik, die durch entgegensetzende Dominanz gekennzeichnet ist und in der jede normative Vorgabe als äußere Einschränkung unserer Freiheit erscheinen muss, in eine Logik des Freisetzens und Seinlassens, in der wir, indem wir Ja zu anderer Freiheit sagen, Ja zu uns selbst sagen, weil wir nur dank der anderen Freiheit frei sein können.

Die Wahrheit der Religion liegt in der Liebe. Deshalb, oder besser: insofern kann die Religion uns befreien. Die (ökonomische) Natur spannt die Freiheit vor den Karren einer schlecht unendlichen Bedürfnisherrschaft. Das (soziale) Gesetz bildet zur Herrschaft und das Gebot zum Gehorsam. Die Liebe bildet zur Freiheit. Wer liebt ist kein:e Herr:in, weder über andere, noch über sich selbst. Zugleich kann, wer liebt, niemals Knecht:in werden.

Zur Person
Sarah Rosenhauer ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Systematische Theologie in Berlin. Promotion an der Hochschule Sankt Georgen 2017.

1 Menke, Christoph, Theorie der Befreiung, Berlin 2022, 9. Im Folgenden Seitenangaben im Fließtext.

2 So der Titel eines Artikels von Christoph Menke: Am Nullpunkt der Freiheit. Vor dem Gesetz, in: Essen, Georg/Lerch, Magnus/Rosenhauer, Sarah (Hg.), Das Andere der Freiheit. Christoph Menkes Philosophie der Befreiung im Diskurs der Theologie, Regensburg, ersch. 2024.

Ausstellungen, Vorträge, Tagungen

Ein Rückblick auf wichtige Ereignisse

Ausstellungen

25.10.2023: „Je nun, das Kleid ist hin …“
250 Jahre Aufhebung des Jesuitenordens 1773-2023

Am 25. Oktober 2023 wurde die Ausstellung „Je nun, das Kleid ist hin …“ 250 Jahre Aufhebung des Jesuitenordens 1773-2023 von zeitgenössischen Dokumenten und Drucken aus den Beständen des Archivs der Zentraleuropäischen Provinz der Jesuiten in der Bibliothek der Hochschule Sankt Georgen eröffnet. In diesem Jahr jährt sich zum 250. Mal die Aufhebung der Gesellschaft Jesu durch Papst Clemens XIV. im Jahre 1773. Die Hochschule und die Jesuitenkommunität Sankt Georgen wollen mit dieser Ausstellung, die vom Archiv der Zentraleuropäischen Jesuitenprovinz und der Bibliothek der Phil.-Theol. Hochschule Sankt Georgen gemeinsam organisiert wird, an dieses außergewöhnliche Ereignis der neuzeitlichen Kirchengeschichte erinnern.

Tagungen

25.-26.05.2023: Symposium zu aktuellen Fragen religiöser Vielfalt – Religiöse Wahrheit und Identität in einem pluralistischen Zeitalter

Das Symposium behandelte theoretische und praktisch-gesellschaftliche Aspekte der Pluralität religiöser Vorstellungen, Praktiken und Ausdrucksweisen. Schwerpunkte des Symposiums waren, vor dem Hintergrund der grundsätzlichen Erörterung der Bedeutung religiöser Identität und religiösen Dialogs, Fragen nach einem Konzept religiöser Wahrheit im pluralistischen Horizont, nach der Rolle religiöser Verschiedenheit bei der Förderung religiöser Einsicht, der Bedeutung religiöser Mehrfachpraxis und nach dem Zusammenhang zwischen religiöser Pluralität, religiösem Fundamentalismus und religiöser Gewalt. Organisation: Prof. Dr. Oliver Wiertz, Lehrstuhl für Philosophie

28.9.2023: Kein Weg an Kant vorbei?
Über die umstrittenen Grundlagen christlicher Ethik

Über die Grundlagen christlicher Ethik gibt es seit einigen Jahren einen erbitterten Streit. Dieser bezieht sich vor allem auf die richtige Deutung und den begründungstheoretischen Status der Begriffe „Natur“, „Autonomie“ und „Freiheit“. Es war das Anliegen des Philosophischen Kolloquiums, diese Begriffe ausgehend von Aristoteles, Thomas von Aquin, Immanuel Kant und Josef Pieper zu klären und damit zu einer Versachlichung der Debatte beizutragen. Vorträge:

- Natur und Moral. Überlegungen in Anschluss an Aristoteles und Thomas von Aquin von Prof. Dr. Stephan Herzberg, Frankfurt
- Autonomie und Naturrecht bei Kant von P. Engelbert Recktenwald, Hannover
- Wollen und Sollen. Zum Ausgangspunkt der Ethik bei Josef Pieper und Thomas von Aquin von Prof. Dr. Berthold Wald, Paderborn

Organisation: Prof. Dr. Stephan Herzberg, Lehrstuhl für Geschichte der Philosophie und Praktische Philosophie

Foto: Angelika Zinzow

Personalia

17.05.2023: Antrittsvorlesung Prof. Dr. Andreas Bieringer

„Eine (un)heilige Allianz. Klassisches zur Liturgie bei Goethe und Handke“ lautete der Titel der Antrittsvorlesung von Prof. Dr. Andreas Bieringer, die am 17. Mai 2023 vor zahlreichen anwesenden sowie online zugeschalteten Gästen an der Hochschule Sankt Georgen stattfand. Der Hochschulrektor Prof. Dr. Thomas Meckel führte durch die akademische Feier und würdigte eingangs Prof. Dr. Bieringers wissenschaftliche Arbeit und sein Wirken für die Hochschule. Andreas Bieringer wurde am 15. Oktober 2022 zum Professor für Liturgiewissenschaft ernannt und übernahm den Lehrstuhl für „Liturgiewissenschaft, Hymnologie und christliche Kunst“ an der Hochschule Sankt Georgen, nachdem er zuvor an der Universität Salzburg mit der Arbeit „Liturgie – Leben – Literatur. Anregungen für Liturgiewissenschaft und rituelle Praxis“ habilitiert wurde. Davor war Prof. Dr. Bieringer bereits seit 2017 Dozent für Liturgiewissenschaft in Sankt Georgen. Neben seinen Lehrtätigkeiten ist Prof. Dr. Bieringer seit 2018 als Studiengangsleiter des Magisterstudiengangs Katholische Theologie Studiums tätig.

24.05.2023: Festakt zum 85. Geburtstag von Prof. em. P. Dr. Klaus Schatz SJ

Am Mittwoch, den 24. Mai 2023 fand um 18:30 Uhr in der Aula der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen ein feierlicher Festakt anlässlich des 85. Geburtstags von P. Klaus Schatz statt. Musikalisch gerahmt wurde der Abend von Nina Steinbronn (Traversflöte) und Brigitte Hertel (Cembalo) unter der musikalischen Leitung von Dr. Helmut Föller mit Musik vom Hof Friedrichs des Großen. Nach einer Laudatio von Hochschulrektor Prof. Dr. Thomas Meckel gab es den Festvortrag von Prof. Dr. Markus Friedrich, Ordinarius für Europäische Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Hamburg, mit dem Titel „Aus der Vorgeschichte von ‚Inkulturation‘. Die deutsche Gesellschaft Jesu und das Nachdenken über Mission zwischen Kaiserreich und Zweitem Vatikanum“. Geprägt und inspiriert von P. Schatz Werken sprach der Festredner über den Missionsdiskurs in der Zwischenkriegszeit.

01.06.2023: Ernennung von Dr. Helmut Föller zum Honorarprofessor für Kirchenmusik

Mit Wirkung zum 1. Juni 2023 hat der Ständige Vertreter des Großkanzlers unserer Hochschule P. Dr. Bernhard Bürgler SJ, Provinzial der Zentraleuropäischen Provinz der Gesellschaft Jesu, Herrn Dr. Helmut Föller zum Honorarprofessor für Kirchenmusik ernannt.

Foto: Angelika Zinzow

5.7.2023: Abschiedsvorlesung Prof. P. Dr. Heinrich Watzka „Deskriptive oder revisionäre Metaphysik? Überlebensstrategien einer totgesagten Disziplin“

Am Mittwoch, dem 5. Juli 2023, fand um 18:30 Uhr in der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen die Abschiedsvorlesung von Prof. P. Dr. Heinrich Watzka SJ statt. Höhepunkt des Abends war sein Festvortrag zum Thema „Deskriptive oder revisionäre Metaphysik? Überlebensstrategien einer totgesagten Disziplin“.
Sankt Georgen war seit Ende der 1970er Jahre der Lebensmittelpunkt von P. Watzka, auch wenn es ihn für kürzere Zeit nach Münster, München, Hamburg, Berlin, Innsbruck und in die Vereinigten Staaten verschlug. Seit dem Jahr 2007 war er Inhaber des Lehrstuhls für Logik und Metaphysik, zudem galt sein Interesse insbesondere der Sprachphilosophie. Von 2010 bis 2014 war er Rektor der Hochschule und von 2015 bis 2021 Kollegsrektor der Jesuitenkommunität. Im Jahr 2021 verließ er Frankfurt mit dem Ziel Zimbabwe. An der Arrupe Jesuit University in Harare, wo er bereits seit

2019 als Gastprofessor lehrte, macht er seitdem junge Jesuiten mit der Philosophie vertraut. Am 31. März 2023 wurde Prof. P. Dr. Watzka emeritiert und von seinen Aufgaben als Professor in Sankt Georgen entpflichtet.

19.07.2023: Dr. Bernhard Knorn SJ zum Professor ernannt

Der Großkanzler der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen hat Herrn Dr. Bernhard Knorn SJ am 19. Juli 2023 zum Professor für Dogmatik und Ökumenik ernannt. Die Wahl durch die Hochschulkonferenz erfolgte zum 18. November 2022.

13.10.2023: Thomas Hanke zum ordentlichen Professor und zum Direktor des Seminars für Philosophische Grundfragen der Theologie in Münster ernannt

Zum Start des Wintersemesters 2023/24 ist Thomas Hanke zum ordentlichen Professor und zum Direktor des Seminars für Philosophische Grundfragen der Theologie an der katholisch-theologischen Fakultät der Universität Münster ernannt worden. Seit 2020 hatte er dort bereits die Lehrstuhlvertretung inne. Im Anschluss an seine Promotion im Jahr 2011 arbeitete Thomas Hanke an einem Habilitationsprojekt an der Goethe-Universität Frankfurt und lehrte seit 2011 an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt. 2014 wurde er dort zum hauptamtlichen Dozenten und 2018 zum Honorarprofessor für Philosophie ernannt.

18.10.2023: Festakt zum 90. Geburtstag von Prof. em. P. Dr. Johannes Beutler SJ

Am Mittwoch, den 18. Oktober 2023 fand um 18:30 Uhr in der Aula der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen ein feierlicher Festakt anlässlich des 90. Geburtstags von Prof. em. P. Dr. Johannes Beutler SJ statt. Höhepunkt des Abends war der Festvortrag von Prof. Dr. Matthias Schmidt, Professor für Bibelwissenschaft mit dem Schwerpunkt Neutestamentliche Exegese an der Justus-Liebig-Universität Gießen, mit dem Titel „Räume Schaffen und Platz Einräumen: Erträge einer diachronen Lektüre des Johannesevangeliums“.

Vorträge

03.05.2023: Synodale Struktur und kirchliches Amt – Erstes Sankt Georgener Abendgespräch im Sommersemester 2023

Zum ersten Sankt Georgener Abendgespräch im Sommersemester 2023 lud die Hochschule Sankt Georgen am Mittwoch, dem 3. Mai, in die Aula der Hochschule Sankt Georgen ein. Der lebhafte und anregende Auftakt der Gesprächsreihe des Sommersemesters stand unter dem Thema „Synodale Struktur und kirchliches Amt“. Zu Gast waren Prof.in Dr. Julia Knop und Anja Goller, Generalvikarin des katholischen Bistums der Alt-Katholischen Kirche in Deutschland.

10.05.2023: „Katholische Sexuallehre – Anschluss gefunden?“ – Mitglieder des Synodalforums IV zu Gast beim zweiten Sankt Georgener Abendgespräch

Das zweite Sankt Georgener Abendgespräch in der Reihe „Nach dem Synodalen Weg auf der richtigen Spur?“ in der Aula der Hochschule Sankt Georgen wurde von Prof. in Dr.in Edeltraud Koller, Professorin für Moraltheologie an der Hochschule Sankt Georgen, am Mittwoch, den 10. Mai, moderiert. Die Podiumsdiskussion stand unter dem Thema „Katholische Sexuallehre – Anschluss gefunden?“. Zu Gast waren zwei Mitglieder der Synodalversammlung und des Synodalforums IV „Leben in gelingenden Beziehungen – Liebe leben in Sexualität und Partnerschaft“ des Synodalen Wegs: Birgit Mock (Hildegardis-Verein) und Gregor Podschun (BDKJ).

31.05.2023: Kooperative Leitungsformen und Spiritualität der Leitungspersonen – Drittes Theologisches Abendgespräch des Sommersemesters 2023

Am Mittwoch, dem 31. Mai lud die Hochschule Sankt Georgen zum dritten Theologischen Abendgespräch zum Thema „Kooperative Leitungsformen und Spiritualität der Leitungspersonen“. Als Diskussionsgäste kamen die Generaloberin der Franziskanerinnen von Sießen Schwester M. Karin Berger OSF und der Mainzer Bischof Dr. Peter Kohlgraf, die Moderation des Abends hatte P. Dr. Niccolo Steiner SJ.

28.6.2023: Frauen in kirchlichen Leitungsämtern. Perspektiven nach dem Synodalen Weg – Viertes Sankt Georgener Abendgespräch

Am Mittwoch, dem 28. Juni 2023, hatte die Hochschule Sankt Georgen zum vierten und letzten Abendgespräch dieses Semesters geladen. Das Thema lautete: „Frauen in kirchlichen Leitungsämtern Perspektiven nach dem Synodalen Weg“. Die Diskussionsgäste waren Margit Eckholt, Professorin für Dogmatik und Fundamentaltheologie in Osnabrück, und Helmut Hoping, Professor für Dogmatik und Liturgiewissenschaft in Freiburg, die Moderation des Abends hatte Professor Dirk Ansorge.

09.09.2023: Vortrag von Prof. Dr. Arnold über Bernarda von Nell

Der Vortrag von Prof. Dr. Johannes Arnold widmete sich neben dem Wirken von Bernarda von Nell als Publizistin auch ihrer Herkunft sowie ihrem Verhältnis zu Oswald von Nell-Breuning.

28.09.2023: Evangelische Theologie und Islam

Impulse für die christlich-muslimische Begegnung von Prof. Dr. Ralf K. Wüstenberg, Flensburg. Eingeladen hatten die CIBEDO-Werkstatt und der Stiftungslehrstuhl „Katholische Theologie im Angesicht des Islams“.

Exkursionen

25.-31.08.2023: Der Hochschulchor im Heiligen Land

Der Sankt Georgener Hochschulchor unternahm zusammen mit dem Collegium Vocale aus Bad Homburg eine Pilger- und Konzertreise in das Heilige Land. Initiator und Organisator der Reise war Prof. Dr. Helmut Föller, als geistliche Begleitung waren Anna Niem und Prof. P. Dr. Bernhard Knorn SJ dabei.

Sonstige Veranstaltungen

16.-18.6.2023: Campusfest – Berufen zum Leben

Vom 16.-18 Juni fand das von der Hochschule Sankt Georgen und dem Berufungscampus veranstaltete Campusfest unter dem Titel „Berufen zum Leben“ statt.
Am Freitag begann das Campusfest mit einer Eucharistiefeier in der Seminarkirche (Zelebrant: Weihbischof Dr. Thomas Löhr, Prediger: P. Christian Rutishauser SJ). Nach Eröffnung des Campusfestes durch Prof. Dr. Thomas Meckel (Hochschulrektor) und P. Clemens Blattert SJ (Leiter Berufungscampus) fand eine Podiumssitzung statt zum Thema „Was verheißt mir der Glaube für mein Leben?“ mit Hanna Steinmüller, Mitglied des Bundestags für die Grünen, Sr. Jacoba Zöll, Ordensfrau und Kirchenhistorikerin, Michael Sternkopf, ehemaliger Fußballspieler in der Bundesliga und Otto Völker, Geschäftsführer von Selters Mineralquelle. Die Moderation hatte Simon Biallowons, Geschäftsführer des Herder-Verlags, inne.
Am Samstag fanden u.a. Workshops zum Thema „Berufen zum Leben“ und ein Symposium mit dem Titel „Gottesanbieterinnen im Gespräch“. Folgende Workshops wurden am Vormittag angeboten:

- Spiritualität und Leadership (Maike Sieben)
- Berufen zum Leben – trotz Leid und Gewalt (Ehepaar Friederike und Clemens Ladenburger)
- Berufen zum Leben – und irgendwas mit Geld und Finanzen (Magdalena Senn, Volkswirtin in einer NGO für nachhaltige Finanzmärkte und Felix Hammermann, Volkswirt in der Europäischen Zentralbank)
- Gemeinsame Ausbildung der pastoralen Berufe – Gegenwärtige und zukünftige Perspektiven (Prof. Dr. Thomas Meckel, P. Dr. Axel Bödefeld SJ, Kirsten Brast, Dr. Elmar Honemann, Mirjam Schliephak und Felix Lamberti)
- Pilgern. Zur erlösenden Kraft einer spirituellen Praxis (Br. Michael Hainz SJ)
- Von Musik leben (Thore Benz)

Das Symposium unter dem Titel „Gottesanbieterinnen im Gespräch“ fand mit der Lyrikerin Nora Gomringer und dem Theologen Prof. Christoph Theobald SJ statt. Die Moderation übernahmen Prof. Dr. Andreas Bieringer und Prof. P. Dr. Vechtel SJ.
Beschlossen wurde das Campusfest Sonntag mit einer Eucharistiefeier (Zelebrant: Provinzial Bernhard Bürgler SJ, Prediger: P. Axel Bödefeld SJ).

3.-6.7.2023: MainStudy 2023

Vom 3. bis zum 6. Juli 2023 beteiligte sich die Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Georgen wieder an der Aktion MainStudy und öffnete die Tore für Schülerinnen und Schüler und weitere Interessierte. Das Angebot wurde von zwei Philosophiekursen und einem Religionskurs der Augustinerschule Friedberg sowie einem weiteren Religionskurs der Humboldtschule Bad Homburg sowie von einzelnen Schülerinnen und Schülern aus Frankfurt, Darmstadt, Wiesbaden und Freiburg wahrgenommen. Für die kommenden Monate sind weitere gemeinsame Projekte mit den Gymnasien geplant.

26.10.2023: Präventionstag

Am 26. Oktober 2023 fand an der Phil.-Theol. Hochschule ein Präventionstag statt. Nach Durchführung einer Risikoanalyse durch externe Experten wurde von Beteiligten der Institutionen des Campus ein Mantelschutzkonzept zur Prävention von sexualisiertem, spirituellem und anderen Formen des Machtmissbrauchs erarbeitet, das vor der Sommerpause von den Institutionen Sankt Georgens (Hochschule, Verwaltung, Bibliothek, Berufungscampus, Priesterseminar, Jesuitenkommunität) in Kraft gesetzt wurde.
Der Präventionstag diente der Sensibilisierung für die Thematik der Prävention und dem Vertrautmachen mit dem Sankt Georgener Schutzkonzept. Der Vormittag des Präventionstags war insbesondere von der Vorstellung des Schutzkonzepts geprägt, die in einer Austausch-Phase über das Konzept mündete. Nachmittags fanden Workshops zu den folgenden, verschiedenen Themen im Bereich der Prävention statt:

1. Austausch mit der externen Ansprechperson für sexualisierte Gewalt des Jesuitenordens – Rolle und Aufgaben (Leitung: Henk Göbel)
2. Frauennotruf Frankfurt - Beratungsstelle bei sexualisierter Gewalt - wer sind wir und was tun wir? (Leitung: Julia Jawtusch)
3. Ombudspersonen der Hochschule – Rolle und Aufgaben (Leitung: Prof. Dr. Melanie Peetz, Dr. Markus Luber SJ)
4. Zerbrochenes Vertrauen heilen: Psychologische Auswirkungen von Machtmissbrauch (Leitung: Dr. Marianne Rauwald)
5. TäterInnen-Perspektiven: innere Dynamik, äußere Dynamik und mögliche Hilfen (Leitung: Dr. Joachim Schlör)
6. Geistliche Begleitung (Leitung: Dr. Andreas Heek)
7. Diskriminierung auf dem Campus?! Phänomene, Auswirkungen, Handlungsstrategien (Leitung: Jana Haskamp)
8. Spiritueller Machtmissbrauch und spirituelle Selbstbestimmung. Erfahrungen – Klärungen – Handlungsoptionen (Leitung: Dr. Regina Heyder)

VERÖFFENTLICHTE DISSERTATIONEN

Mertesacker, Jakob
„es ist gut, dass wir da eine andere Story haben“ - Zum Beitrag von Eheschließungsritualen zur Identitätspraxis von Männern. Zeitzeichen Bd. 53, Ostfildern 2023, Grünewald-Verlag
ISBN 978-3-7867-3338-66

Stammberger, Ralf Max Willi
Trostreiche Predigt. Überlieferung, Entstehung und Bedeutung des Liber sermonum Hugonis. Münster, Aschendorff Verlag 2023. Corpus Victorinum Instrumenta 9/1
ISBN 978-3-402-10451-4

DISSERTATIONEN

Mutarubukwa, Gerald Gabriel
Das Theologoumenon der „Ahnenschaft“ Christi im Kontext der Sakramententheologie: Eine Studie zur afrikanischen „Theologie der Taufe“ in den Werken von Charles Nyamiti
Erstgutachter: Prof. Dr. Michael Schneider SJ
Zweitgutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge

Strunk, Theresia Maria
Dass das Kirchenbild von der Berufung und Sendung aller Getauften Substanz gewinnt
Eine pastoralpsychologische Untersuchung zu Eigeninitiative und Veränderungsbereitschaft an kirchlichen Orten der Gegenwart
Erstgutachter: Prof. Dr. Klaus Kießling
Zweitgutachter: Dr. Bernhard Knorn SJ

MAGISTERARBEITEN

Anthony, Antony Vergen Lambert
Armut und die Umkehr sozialer Verhältnisse (Great Reversal): im Magnificat und in den Seligpreisungen bei Lukas
Gutachter: Prof. Dr. Ansgar Wucherpfennig SJ

Bretz, Vivien
Der Glaube der Mormonen aus katholischer Sicht.
Ein Vergleich zentraler Aspekte
Gutachter: Prof. Dr. Alexander Löffler SJ

Cannon, Charles
Thomas More. Martyr for the Catholic Faith, an Example for Christian Unity
Gutachter: Prof. Dr. Dirk Ansorge

Ehme, Johannes
Gefühl des Glaubens. Der Sensus fidei und seine Bedeutung für die theologische Erkenntnis
Gutachter: Prof. Dr. Alexander Löffler SJ

Giuliano, Samuel Gioacchino
Sacra Infantia. Überlegungen über das Kindheitsmotiv in der christlichen Biographie im 4. und 5. Jahrhundert
Gutachter: Prof. Dr. Johannes Arnold

Jagodin, Antonio
Die leibliche Verfassheit des Menschen und die lehramtliche Beurteilung von Homosexualität. Eine ethische Auseinandersetzung homosexueller Sexualhandlungen
Gutachter: Prof. Dr. Edeltraud Koller

Knapp, Sebastian
Ein kritischer Vergleich der pneumatologischen Ekklesiologien von Yves Congar OP und Dumitru Stăniloae
Gutachter: Prof. Dr. Klaus Vechtel SJ

Münzer, Julius
Segensfeiern gleichgeschlechtlicher Partnerschaften. Modelle am Prüfstand
Gutachter: Prof. Dr. Andreas Bieringer

Pickartz, Elke
Der Über-Mensch des Silicon Valley.
Eine Auseinandersetzung mit dem Menschenverständnis des Transhumanismus aus Sicht der theologischen und philosophischen Anthropologie
Gutachter: Prof. Dr. Klaus Vechtel SJ

Sahm, Heinz-Richard
Theologische Begründung und kirchenrechtliche Normierung des Rechts der Christgläubigen auf Empfang der Heilsgüter der Kirche
Gutachter: Prof. Dr. Thomas Meckel

Sigler, Wolfgang
Das Konzept der Selbstwirksamkeitserwartung im Gespräch mit Eberhard Jüngel und Sarah Coakley
Gutachter: Prof. Dr. Klaus Vechtel SJ

Söder, Robert
Zwischen Vesper und Staatsverwaltung.
Spirituelles Leben und Verwaltungsstrukturen im Deutschen Orden
Gutachter: Dr. Niccolo Steiner SJ

Sternhagen, Martin
„… fühlte ich mich angetrieben, mit Freuden, als Apostel, an die Front zu gehen.“ -
Das Kriegstagebuch des Jesuitenbruders Konrad Nowak (1915-1918)
Gutachter: Dr. Niccolo Steiner SJ

BACHELORARBEITEN

Khozrevanidze, Nino
Peter Stemmers kontraktualistischer Ansatz
Dr. Stephan Herzberg

Martin, Lynn
Die Schönheit der Liebe im Licht der Tugendlehre Josef Piepers
Dr. Stephan Herzberg

Mumladze, Teona
Jan Assmanns These vom Zusammenhang theistischer Wahrheitsansprüche und religiöser Gewalt und die gegenwärtige Situation in Georgien
Prof. Dr. Oliver Wiertz

Shtyria, Oleksii
Proper functionalism: Alvin Plantinga’s theory of epistemic warrant
Prof. Dr. Oliver Wiertz

Valencia Lopez, Santiago
Albert Kellers Philosophie der Freiheit. Darstellung und Diskussion
Dr. Stephan Herzberg

Wagner, Jochen
Tod und Mystik bei Ernst Tugendhat
Dr. Stephan Herzberg

Will, Manuel
Die Gotteslehre der Stoa vor dem Hintergrund ihres materialistischen Weltbildes
Dr. Stephan Herzberg

Becker-Staritz-Preis
der action 365

*Gemeinwohlorientiert, sozial, christlich? 2500 Euro für Dein **Projekt** oder Deine **Abschlussarbeit**.*

Jetzt bewerben bis zum 21.01.2024.

www.becker-staritz-preis.de

»GEORG« ist das Magazin der Hochschule Sankt Georgen. Es greift das Motto der Hochschule Pietati et Scientiae auf und dokumentiert ihre Arbeit mit Nachrichten und Beiträgen aus der philosophischen und theologischen Wissenschaft sowie zur Spiritualität.

Viel Vergnügen beim Studieren der Zeitschrift!

Philosophisch-Theologische Hochschule

SANKT GEORGEN

ISSN 2195-3430

Offenbacher Landstraße 224, 60599 Frankfurt/Main
fon: 069. 6061-0 | mail: rektorat@sankt-georgen.de | web: www.sankt-georgen.de